

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmaier

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91
I Stock, Ecke d. r. Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 39

São Paulo, 15. März 1913

IX. Jahrg.

Die Hilfsaktion des Landwirtschaftsministers

Herr Pedro de Toledo hat sich nunmehr eingehender über die Maßnahmen geäußert, die er zugunsten der notleidenden hauptstädtischen Bevölkerung zu ergreifen gedenkt. Auch er schiebt die Hauptschuld auf den Zwischenhandel und hofft, daß die Beseitigung dieses Vermittlers zwischen Produzenten und Konsumenten ein wesentliches Sinken der Preise zur Folge haben werde. Sowohl der Präsident als auch sämtliche Minister seien gewillt, die im letzten Ministerrat beschlossenen Maßnahmen so schnell als möglich durchzuführen, um dem Hunger leidenden Volke zu Hilfe zu kommen. Das Wort Hunger dürfte von Rechts wegen in einem Lande wie Brasilien nicht einmal bekannt sein. „Ich für mein Teil,“ erklärte der Minister, „werde allen guten Willen, alle Intelligenz und alle Kraft anwenden, um das Teuerungsproblem zu lösen. Trägt der Zwischenhandel die Hauptschuld an der übermäßigen Preissteigerung? Nun wohl, so bringen wir den Konsumenten auf den Freimärkten in direkte Berührung mit dem Produzenten. Verringern wir die Einfuhrzölle auf die unentbehrlichsten Lebensmittel, heben wir sie sogar auf. Wie kann da der Zwischenhändler widerstehen? Nachdem diese Maßnahmen beschlußgemäß ausgeführt worden sind, muß unbedingt eine Verbilligung eintreten. Ich werde ferner die Organisierung der Konsumgenossenschaft der Sociedade Nacional de Agricultura fördern. Sie muß große Lagerhäuser für Waren hier in Rio und so viele Bezirkslagerhäuser bekommen, als für das Bedürfnis der Konsumenten nötig sind. Die Landwirte, Viehzüchter und landwirtschaftlichen Industriellen, die Rio versorgen, müssen in Genossenschaften vereinigt werden, die an die Zentralgenossenschaft der Sociedade de Nacional de Agricultura anzuschließen sind. Ich werde mich um Herabsetzung der Frachten bemühen, die die Waren dieser Genossenschaften belasten. Und schließlich werde ich das Volk der Bundeshauptstadt auffordern, sich nach Stadtteilen und Vororten in Konsumgenossenschaften zusammenzuschließen. Ich bin überzeugt, daß das Volk diesem Rufe folgen und daß in einer so wichtigen, alle Haushaltungen berührenden Frage sich nicht die Interessenpolitik einmischen wird, die allen Fortschritten und aller Zivilisation feind ist. Ich selbst will in den Arbeitervereinigungen und in Volksversammlungen reden, um den Zweck und

die Vorteile der Konsumgenossenschaften auseinanderzusetzen, die der Teuerung der Lebensmittel ein Ende machen werden. Ich wünsche, in jedem Landwirt, in jedem Arbeiter, in jedem Beamten, in jedem werktätigen Mitgliede des Volkes einen Helfer bei dieser Umgestaltung zu finden, die zum Wohle des Landes erfolgen soll.“

Herr Pedro de Toledo ist Minister für Landwirtschaft, Industrie und Handel. Wenigstens lautet so der amtliche Titel, den er führt. Wenn man aber überdenkt, was er da in Szene setzen will, so muß man ihn aber für einen Minister gegen Landwirtschaft, Industrie und Handel halten (die Industrie scheint vorläufig noch verschont zu bleiben). Herr Pedro de Toledo ist dafür, die Zölle auf die unentbehrlichsten Lebensmittel bedeutend herabzusetzen oder unter Umständen ganz aufzuheben. Der Vorschlag stammt allerdings nicht von ihm, sondern von dem Finanzminister, der in seinem Streben nach dem Präsidentenstuhl nach Popularität hascht, vielleicht ohne sich des Schadens bewußt zu sein, den er dem nationalen Wirtschaftskörper zuzufügen im Begriffe ist. Schließlich ist Herr Francisco Salles als Finanzminister ja auch nicht direkt verpflichtet, den Einfluß der Zollherabsetzung oder gar Aufhebung auf Landwirtschaft, Industrie und Handel zu überlegen und zu überschauen. Aber der Minister für Landwirtschaft, Industrie und Handel hat diese Pflicht. Wir haben bislang selten Anlaß gehabt, gegen Herrn Pedro de Toledo Stellung zu nehmen. Er arbeitet in wohlthuendem Gegensatz zu seinem Vorgänger ohne die Reklametrommel, er hat viele unnötige Ausgaben gestrichen, vermeidet nach Kräften Etatsüberschreitungen und hat manche nützliche Maßregel durchgeführt. Das meiste von dem, was ihm vorgeworfen wird, fällt nicht ihm persönlich, sondern der politischen Situation zur Last, die ihn oft sehr wider seinen Willen zu Akten zwingt, die er lieber unterließe. Vielleicht kann man ihn nicht einmal für den dunkelsten Punkt seines Amtslebens, die Fortdauer der offiziell mit großem Eklat aufgehobenen Propagandakommissionen unter anderem Namen aber mit derselben unsinnigen Geldverschwendung, verantwortlich machen. Diesmal jedoch müssen wir sehr entschieden gegen sein Vorgehen protestieren.

Welches sind denn die unentbehrlichsten Lebensmittel? Doch Reis, Bohnen, Dörrfleisch, frisches Fleisch, Stockfisch, Schmalz, Weizenmehl, Zucker, Maismehl, Mandiokamehl, Kaffee. Es ist noch nicht

lange her, da kam so gut wie sämtlicher Reis, der in Brasilien konsumiert wurde, aus dem Auslande. Das war ein Unding, denn unser Klima gestattet überall den Reisbau, und freies und geeignetes Land dazu haben wir überreichlich zur Verfügung. Aber unsere Landwirte kaprizierten sich auf einige große Kulturen, und erst als dieses System sich in der Zeit der Kaffeekrisis als verderblich erwies und man erkannte, daß nur die Polykultur unserer Landwirtschaft die sichere Basis gewähren könne, wandte man unter anderem auch dem Reisbau Aufmerksamkeit zu. Durch beträchtlichen Zollschutz garantiert entwickelte sich der Reisbau in geradezu überraschender Weise, und wir sind auf dem besten Wege, auf den Reimport völlig verzichten zu können. Wir sind auf dem Wege, aber noch sind wir nicht so weit, und wenn man jetzt den Zoll aufhebt oder auch nur erheblich herabsetzt, so ist ein Rückschlag unvermeidlich. Diejenigen, die den Reisbau in ganz großem Maßstabe betreiben, haben beträchtliche Kapitalien in diese Kultur gesteckt, im Vertrauen auf den Zollschutz. Sie müssen, ehe sie billig produzieren können, erst einmal ihre Maschinen, Bewässerungsanlagen usw. amortisieren. Hat der Staat, der sie unter Versprechungen zu dieser Kapitalanlage ermutigte, das Recht, seine Versprechungen nun einfach nicht zu halten? Und diejenigen, die den Reis neben dem Kaffee bauen: werden sie nicht angesichts der trotz der Baisse noch sehr angemessenen Kaffeepreise den Reisbau sofort aufgeben, wenn er nicht mehr guten Gewinn abwirft? Der Kleinbesitzer endlich, der heute ebenfalls Reis pflanzt: ist er nicht gezwungen, davon abzustehen, sobald das Kilo Reis im Detailhandel mit 400 Reis verkauft wird? Bei einem solchen Preise, der nach Aufhebung des Zollschutzes eintreten wird und der ihm im allergünstigsten Falle 200 bis 230 Reis läßt, tut er besser, sich als Arbeiter zu verdienen, als sich der immerhin mühseligen Reiskultur zu widmen. Die erheblichen Aufwendungen, die der Bund und die Einzelstaaten direkt, die das ganze Volk indirekt (durch den Zoll) zur Belbung des Reisbaues in Lande gemacht haben, wären mit einem Schlage wertlos geworden. Es ist richtig, daß die Schutzzölle nur Erziehungs- und Ermunterungszölle sind, die aufgehoben werden sollen, sobald die zu schützende Produktion kräftig genug geworden ist. Davon kann aber beim Reisbau noch nicht die Rede sein. Dieses Ziel wird erst dann erreicht sein, wenn das Land dicht genug besiedelt ist, um genügende Arbeitskräfte zu weniger exorbitanten Sätzen zur Verfügung zu stellen, wenn die übermäßigen Bahnfrachten angemessen ermäßigt sind, wenn Nebenbahnen weite Anbaugelände an die Hauptverkehrsadern angeschlossen haben, wenn das Produkt nicht mehr wochen- und monatelang auf der Bahn herumliegt, dem Verderben ausgesetzt, wenn die Geldzirkulation besser geregelt ist, so daß der Landwirt nach der Ankunft der Ware am Bestimmungsort nicht nochmals monatelang warten muß, bis er zu seinem Gelde kommt usw. Der Leser sieht, daß wir von diesem Ziele noch recht weit entfernt sind.

Was aber für den Reis gilt, das gilt für die anderen Lebensmittel, deren Produktion im Inlande durch die Schutzzölle allmählich in die Wege geleitet wird, genau so. Sollen unsere Mühlen zum Stillstand gezwungen werden? Will man die Dörrfleischindustrie von Rio Grande do Sul, die Schmalzproduktion dieses und des Nachbarstaates gewaltsam ruinieren? Ist der Minister für Landwirtschaft, Industrie und Handel nicht verpflichtet, derartige Versuche nicht nur nicht zu fördern, sondern sich ihnen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln entgegenzustellen? Die Zuckerrohrpflanzler und die Zuckerfabrikanten von Pernambuco haben ihn, haben die ge-

samte Regierung bereits nachdrücklich an diese Pflicht erinnert, unterstützt von ihrem Gouverneur Dantas Barreto. Wir zweifeln nicht, daß die einflußreichen Leute von Campos, aus dem Paulistaner Norden, aus Rio Grande do Sul sich ebenfalls rühren und den popularitätssüchtigen Herren eine Lektion in Volkswirtschaftspolitik erteilen werden.

Und natürlich wird sich auch der Handel rühren, den der Herr Minister für Handel so freundlich als Volksausbeuter darstellt. Die Herren vom grünen Tisch sehen immer nur, zu welchen Preisen der Kaufmann einkauft und zu welchen er verkauft. Welches Kapital er in seinem Geschäft festlegen und verzinsen, welche Abgaben er zahlen, welche Miete er aufbringen muß, welche Spesen für Beleuchtung, Reklame, Angestellte usw. er hat, das pflegen sie in schöner Harnlosigkeit unberücksichtigt zu lassen. Wenn die anderen Minister es nicht wissen, vom Handelsminister dürfte man es immerhin verlangen! Herr Pedro de Toledo ist Jurist und hat als solcher gewiß schon einmal etwas von erworbenen Rechten gehört. Wie will er es mit seinem juristischen Gewissen vereinigen, dem Handel durch Aufhebung der Zölle seine Waren, für die doch Zölle entrichtet wurden (sei es direkt durch Zahlung von Zoll für eingeführte Waren, sei es indirekt durch entsprechende Mehrzahlung an den inländischen Produzenten) von heute auf morgen um den Zollbetrag zu entwerten? In zivilisierten Ländern werden solche Änderungen nur unter Ansetzung einer Frist vorgenommen, die genügt, um das alte Lager zum alten Preise abzustößen. Nur wo anstatt des Rechtes und der Billigkeit die Interessenpolitik herrscht, sind Maßnahmen, wie die geplante, möglich. Der Minister hat selbst ausgesprochen, daß die Interessenpolitik der schlimmste Feind der Zivilisation sei. Also handle er auch danach! Was gehen schließlich ihn die Interessen des Herrn Francisco Salles an?

Herr Pedro de Toledo verspricht sich viel von den Freimärkten, die in den verschiedenen Stadtteilen eingerichtet werden sollen und deren Zweck ist, die Produzenten unter Ausschaltung des Zwischenhandels direkt mit den Konsumenten in Verbindung zu bringen. Der Minister erhofft einen wesentlichen Rückgang der Preise für die Produkte der kleinen Landwirtschaft. Wir stehen dem Versuch einigermaßen skeptisch gegenüber, und zwar aus mehreren Gründen. Zunächst gibt es in der unmittelbaren Umgebung der Bundeshauptstadt auch nicht im entferntesten Kleinbauern genug, um einen einigermaßen beträchtlichen Teil des Bedarfes der hauptstädtischen Bevölkerung an Gemüse, Obst, Eiern und Geflügel zu decken (von Bohnen, Reis, Mais, Fleisch und dergleichen ganz zu schweigen!). Der größte Teil dieser Lebensmittel wird nach wie vor aus den entfernteren Teilen des Staates Rio, aus Minas und São Paulo kommen müssen, das heißt, um sie den Konsumenten nahezubringen, sind irgendwelche Vermittler unentbehrlich, mögen sie nun Zwischenhändler oder Konsumgenossenschaften oder Leilões Geraes oder sonstwie heißen. Die Leilões Geraes, öffentliche Versteigerungen in der Hauptmarkthalle, die bestimmt sind, den Groß-Zwischenhandel auszuschalten — für den Kleinkonsum kommen sie überhaupt nicht in Betracht, da die zum Verkauf gelangenden einzelnen Lose zu groß sind —, haben nicht den Anklang bei den Produzenten gefunden, den man erwarten durfte. Wir sind nicht in der Lage, festzustellen, woran das liegt, ob die erzielten Preise den Hoffnungen der Produzenten nicht entsprechen, ob das veranstaltende Institut (das Museu Commercial) sehr zu Unrecht nicht genügendes Vertrauen findet, ob die bekannte Schwerfälligkeit unserer kleinen Landwirte hinder-



lich ist, oder was sonst im Wege steht. Bis zur Einführung und Einbürgerung der Genossenschaften vergeht noch viele Zeit. Vorläufig wird also der Zwischenhandel noch immer eine Rolle spielen, die man nicht nur als bedeutsam, sondern sogar als ausschlaggebend bezeichnen muß, eben weil er den größten Teil des Nahrungsmittelbedarfes heranzuschaffen hat. Es ist daher mindestens bis auf weiteres unklug von dem Minister für Handel usw., dem Handel in dieser Weise den Krieg zu erklären.

Dazu kommt noch ein weiteres Bedenken gegen die Hoffnungsfreudigkeit des Ministers. Nach Erfahrungen in Deutschland, in Oesterreich, in den Vereinigten Staaten herrscht auf solchen Freimärkten gar keine wesentliche Preisdifferenz im Vergleich mit den Preisen im Handel. Die Produzenten, die dort direkt an den Konsumenten verkaufen, richten sich nämlich nach den ortsüblichen Handelspreisen. So werden die Produzenten wohl profitieren, indem der Zwischenhandelsgehalt mitsamt den Marktgebühren ihnen zugute kommt, nicht aber den Konsumenten. Erst wenn einmal die ganze Niederung von Rio de Janeiro mit Kleinbauern besiedelt sein wird, vermag das Angebot aus erster Hand so groß zu werden, daß nicht mehr die Handelspreise maßgebend sind. Wann aber wird dieser schöne Siedlungsraum des Herrn Nilo Peçanha erfüllt werden? Statt die Trockenlegung zu fördern, hat die Regierung des Herrn Hermes da Fonseca sich bemüht, der Firma Gebr. Goedhart die Arbeit zu erschweren und sie zu nahezu völliger Stilllegung des großen Werkes zu zwingen — trotz den glänzenden Erfolgen, die in kurzer Zeit erzielt wurden. Wir haben hier wieder ein Schulbeispiel für die Inkonsequenz unserer Regierenden, die mit der linken Hand wieder nehmen, was sie mit der rechten gaben, und denen ein Zusammenarbeiten, ein planmäßiges Ineinandergreifen der Tätigkeit der verschiedenen Ressorts fremd ist.

Beifall spenden kann man dem Minister hingegen, wenn er verspricht, sich um die Herabsetzung der Frachttarife für Lebensmittel zu bemühen. Das ist tatsächlich ein Punkt, wo er den Hebel mit Erfolg ansetzen kann. Unsere Frachttarife sind teilweise sündhaft hoch, ebenfalls ein Beitrag zum Kapitel von der Planlosigkeit unseres Verwaltungssystems, denn welchen Vorteil bringen dem Lande die schönsten Bahnen, wenn sie prohibitive Frachten erheben? Es ist bei uns Brauch, die Bahnen mit Zinsgarantien zu begaben. Um nun zu vermeiden, daß diese Garantie in Anspruch genommen werde, erlaubt man ihnen, hohe Frachten zu erheben. Das ist natürlich kurzsichtig, denn bei billigen Frachten macht erfahrungsgemäß die Menge der beförderten Güter den Ausfall an der Einzelfracht wett, während hohe Tarife häufig das Gegenteil des beabsichtigten Erfolges erreichen. Mit billigen Tarifen allein ist es jedoch nicht getan, sondern es muß auch für schnellere Beförderung gesorgt werden. Die Beschickung des Rio-Marktes mit leicht verderblichen Lebensmitteln beschränkt sich infolge der langsamen Beförderung auf einen viel engeren Kreis, als nötig wäre. Daß das auf die Preise zurückwirkt, ist selbstverständlich. Und leider sind nicht allein leicht verderbliche Lebensmittel aus entfernteren Gegenden auf der Bahn gefährdet, sondern selbst Kartoffeln, Mais, Bohnen kommen nach monatelangem Lagern auf unbedeckten Bahnhofsrampen oft genug in unbrauchbarem Zustande in Rio an. Wir haben mehr als einmal diesbezügliche Klagen veröffentlicht. Der Minister muß also versuchen, auch hier eine Besserung herbeizuführen.

Der Haupttrumpf des Landwirtschaftsministers aber sind die Genossenschaften. Genossenschaften sind zweifellos eine vorzügliche Einrichtung, und

Schreiber dieses, der jahrelang die Wohltaten des Genossenschaftswesens aus nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, ist der Letzte, der dagegen spricht. Aber das Genossenschaftswesen setzt zweierlei voraus: eine entwickelte Allgemeinkultur und eine sichere Rechtsordnung. Sind diese beiden Voraussetzungen bei uns gegeben? Die Frage stellen, heißt sie verneinen. Solange ein an einer Zentralstelle beschäftigter Paulistaner Staatsbeamter diesen in jeder Hinsicht am weitesten fortgeschrittenen Staat der Union in seinen volkswirtschaftlichen Artikeln als Analphabetolandia bezeichnen darf, solange kann man unserer Bevölkerung nicht diejenige Kultur zusprechen, die für die gedeihliche Entwicklung des Genossenschaftswesens Voraussetzung ist. Ebenso wenig kann man behaupten, daß unsere Rechtspflege die Genossenschaften mit den nötigen Garantien umgibt. Wir wenigstens würden uns zehnmal bedenken, einer Genossenschaft beizutreten, solange unsere Gerichte fortfahren, ungetreue Kassierer und betrügerische Direktoren freizusprechen oder doch nur ganz milde zu bestrafen — sofern es der Polizei überhaupt zufällig einmal gelingt, ihrer habhaft zu werden. Auch hier also will der Minister wieder beim Dache zu bauen anfangen, anstatt erst einmal das solide Fundament zu legen. Eines schiebt sich nicht für alle, und was in Deutschland oder Frankreich ausgezeichnet ist, kann in Brasilien um Jahrzehnte verfrüht sein.

Der Minister hat gewiß recht, wenn er sagt, das Wort Hunger müßte in einem Lande wie Brasilien eigentlich unbekannt sein. Aber wenn er sich durch die Tatsache, daß es wirklich Menschen in Brasilien gibt, die Hunger leiden, zu Maßnahmen veranlaßt sieht, so sollte er doch erst einmal untersuchen, wer denn diese Menschen sind, um dementsprechend den Umfang seiner Aktion zu bemessen. Die Bestimmung ist nicht schwierig: direkt notleidend ist nur die Proletarierbevölkerung von Rio, São Paulo, Santos und Nitheroy, vielleicht auch von Bahia, also schlimmstenfalls zwei bis drei Prozent der Gesamtbevölkerung. Die Aktion, die von der Regierung beabsichtigt wird, läßt sich aber an, als ob ganz Brasilien Not litte. Es ist das ebenfalls einer der typischen Fehler unserer Amateur-Verwalter, daß sie ihre Maßregeln nicht zweckentsprechend wählen, sondern entweder zu weitgehend oder aber unzureichend. Diesmal soll unser gesamtes Wirtschaftssystem gefährdet werden, um einem geringen Bruchteil der Bevölkerung durch Maßnahmen zu helfen, die nicht wirksam sein können. Das Grundproblem aber wird entweder verkannt oder umgangen, nämlich das Wohnungsproblem. Ganz zweifellos ist die Grundursache der Teuerung in den horrenden Mieten zu suchen, die wiederum ihren Grund in dem unzureichenden Angebot von Häusern haben. Unsere wichtigsten Städte wachsen rapid, ebensowohl durch den Zustrom der landflüchtigen Bevölkerung aus dem Innern, als auch durch die Einwanderung aus dem Auslande. Es ist heute nicht unsere Aufgabe, zu untersuchen, wie durch großzügige innere Kolonisation und durch Aenderung des Erbrechts an Bauernland der Landflucht zu begegnen wäre, sondern wir haben nur die Tatsache zu konstatieren. Der Häuserbau, ohnehin durch die Bodenspekulation und die hohen Zölle auf Baumaterialien verteuert, hält mit der Nachfrage nach Wohnungen und Läden nicht gleichen Schritt. Der Arbeiter muß infolgedessen die Hälfte seines Lohnes und mehr für unzulängliche Unterkunft aufwenden (während er im Innern nur zwischen 10 und 20 Prozent seines Verdienstes für relativ weit bessere Wohngelegenheit entrichtet), und der Kaufmann muß geradezu fabelhafte Geschäftsmieten zahlen, die er wieder auf die Warenpreise aufzuschlagen

genötigt ist. Hier ist es, wo die Hilfsaktion der Regierung einsetzen muß: Bekämpfung des Bodenschwunders durch eine wirksame Wertzuwachssteuer, Vergebung von Fiskalland in Erbpacht, Gründung von Wohnungsgenossenschaften und ähnliche Maßnahmen einer gesunden Bodenpolitik werden dem Großstadtproletariat wirksamer helfen, als die jetzt beabsichtigten Schritte, ohne daß dadurch der Gesamt-Wirtschaftskörper erschüttert wird.

Wochenschau.

Deutschland.

In ganz Deutschland wird das Zentenar der Befreiungskriege mit Festen gefeiert. Kaiser Wilhelm legte an den Denkmälern Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise prachtvolle Kränze nieder. Ganz Berlin hüllt sich in großen Flaggen-schmuck. In der Nikolaus-Kirche wurde ein Erinnerungsgottesdienst abgehalten, dem der Kaiser mit seiner ganzen Familie beiwohnte. Alle Minister und sehr viele militärische wie Zivilwürdenträger waren zum Gottesdienst erschienen. Nach dem Gottesdienst nahm der Kaiser eine große Parade ab. Bei diesem Anlaß wurde ein Tagesbefehl erlassen, in dem der Kaiser, an die großen Taten der Kämpfer von 1813 und 1870 anknüpfend, die Soldaten ermahnt, die Liebe zum Vaterland immer wach zu halten. Die große Begeisterung, mit der das Zentenar gefeiert wird, kann als ein Beweis aufgefaßt werden, daß das deutsche Volk manehes Zeichen der Zeit richtig gedeutet hat. Die Nachbarn, welchen die bulgarischen Erfolge, die sie weiß Gott, in welcher Gedankenverbindung zum Teil sich zuschreiben, in die Krone gestiegen sind, gebärden sich, als hätten sie wieder einen Napoleon und so entsteht für die Deutschen die Pflicht, zu zeigen, daß sie wieder Blüher haben. Die „Kölnische Zeitung“, eines der zuverlässigsten Organe der Welt, fühlt sich bemüht, festzustellen, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich die denkbar schlechtesten seien und daß bei dem nächsten Anlaß ein Konflikt entstehen könne, der zu einem Kriege führe. Warum, möchte man da fragen. Es ist absolut nichts vorgefallen, was diese Spannung rechtfertigen würde. Die Haltung Deutschlands in der Balkanfrage war loyal und selbstlos und eine andere Alteration des europäischen Friedens ist nicht vorgekommen. Trotz alledem agitieren die Franzosen, oder wenigstens die lautesten unter ihnen, daß man ihnen möchte, Deutschland hätte ihnen etwas in den Absinth gegossen. Zum Kriege wird es jedenfalls nicht kommen, kann es nicht kommen, wenn man nicht daran glauben soll, daß die Geschichte Frankreichs von Unzurechnungsfähigen geleitet werden. Aber Gegendemonstration war notwendig, und das Zentenar der Befreiungskriege gab den besten Anlaß dazu.

In Berlin starb der frühere Statthalter von Elsaß-Lothringen, Fürst Hohenlohe-Langenburg. (Hermann Ernst Fürst zu Hohenlohe-Langenburg Graf zu Gleichen war am 31. August 1832 zu Langenburg geboren. Er studierte in Lausanne und dann in Berlin die Rechte, trat erst in württembergische und 1854 in österreichische Militärdienste. Er machte 1859 den Feldzug gegen Frankreich in Italien mit. An dem Kriege von 1870/71 nahm er als badi-scher Offizier teil. Statthalter in Elsaß-Lothringen war er in den Jahren 1894—1907).

Die Direktion der „Hapag“ hat ihren Jahresbericht veröffentlicht, in dem sie sich ziemlich ausführlich mit dem Südamerikadienst befaßt. Der

Verkehr mit Brasilien sei in den ersten Monaten des Jahres ein sehr schwacher gewesen, im zweiten Trimester habe er sich aber bedeutend gebessert. Die brasilianischen Hafenverhältnisse seien nicht besonders günstig, denn sie seien für den Verkehr nicht genügend groß. Mit dem Verkehr mit Argentinien ist die Direktion sehr zufrieden und ebenso mit dem Verkehr nach der südamerikanischen Westküste.

Die deutsche Marine ist von einer folgenschweren Katastrophe betroffen worden. Am Dienstagabend kollidierte südlich von Helgoland der Panzerkreuzer „York“ mit dem Torpedoboot 178. Das Torpedoboot versank in zwei Minuten und fast die ganze Besatzung wurde von der hochgehenden See verschlungen. Nach einer Version sind 155 Mann ertrunken, nach einer anderen 70. Bestimmte Nachrichten über die Zahl der Opfer wie auch über die Ursache der Katastrophe fehlen.

Der Reichstag hat den zur Schaffung des Postens eines Marine-Attachés bei der Gesandtschaft in Buenos Aires verlangten Kredit nicht bewilligt. Das soll Sparsamkeit sein, aber die Herren Abgeordneten haben dabei vergessen, daß die wahre Sparsamkeit nicht darin besteht, daß man das Geld festhält, sondern wohl darin, daß man es nur an der rechten Stelle ausgibt, und das wäre mit der Schaffung des Attaché-Postens der Fall gewesen.

Die Verwaltung der Reichsbank hat ihren Jahresbericht veröffentlicht. Die Transaktionen der Bank haben 414 Milliarden betragen gegen 377 Milliarden in vorherigen Jahre. Der Reingewinn bezifferte sich auf 37.407.000 Mark gegen 27.533.000 Mark im Jahre 1911. Die Verwaltung schlägt die Verteilung einer Dividende von 6,95 vor gegen eine solche von 5,86 im vorherigen Jahre.

Nach offizieller Erklärung ist die Katastrophe durch den hohen Seegang herbeigeführt worden. Das Torpedoboot ist nicht mehr in seiner Fahrt gewesen, als es von dem Panzerkreuzer „York“ in den Grund gebolt wurde. Der größte Teil der Besatzung des Torpedobootes hatte sich nach hartem Tagewerk bereits zur Ruhe gelegt, als das Schiff von dem Unglück überrascht wurde. Daß bei der Finsternis und dem hohen Wellengang wenig gerettet werden konnte, ist klar. Auch der Kapitän des Torpedobootes kam in den Wellen um. (Wenn die Katastrophe ein französisches, ein englisches oder ein italienisches Schiff betroffen hätte, dann würden spaltenlange Telegramme vorliegen, es handelt sich aber um ein deutsches Torpedoboot, um deutsche Offiziere und Matrosen und deshalb wird die Sache als eine Bagatelle behandelt. Zu verwundern ist das aber nicht. Deutschland hat für die Bekämpfung der Sozialdemokratie, für die Bekämpfung der Juden und für die Enteignung polnischer Grundbesitzer Millionen übrig, für den Nachrichtendienst nach Uebersee hat das Reich aber auch nicht einen verschimmelten Pfennig, ja nicht einmal ein bißchen Verständnis).

Die neue Militärvorlage wird nach der Berechnung Berliner Zeitungen eine erstmalige Ausgabe von 994 Millionen verursachen. Die jährlichen Mehrausgaben werden sich auf 194 Millionen verlaufen. Diese sehr ansehnliche Summe soll durch eine Besitz- und Erbsteuer aufgebracht werden. Die Besitzungen der Ausländer werden nach einer Erklärung der „Kölnischen Zeitung“ von dieser Steuer befreit sein. Es zirkuliert außerdem das Gerücht, daß die Regierung daran denke, die Besitzungen und Einnahmen der nicht dienenden Leute mit einer besonderen Steuer zu belegen. Die Militärvorlage hat im ganzen Lande einen guten Anklang gefunden, mit der Steuer aber ist dasselbe nicht der Fall und

zwar sind es die Konservativen und das Zentrum, die der Steuervorlage Opposition machen wollen, dazu haben sie aber am allerwenigsten einen Grund und ein Recht. Wenn sie selbst erkannt haben, daß die Vermehrung des stehenden Heeres zur Sicherheit des Landes notwendig sind, so haben sie auch zugestanden, daß diese Maßnahme auch zur Sicherheit bezahlen müssen. Die Fürsten sind mit gutem Beispiel vorangegangen und haben zugunsten der Militärvorlage auf ihre Steuerfreiheit verzichtet. Jetzt sollen die preußischen Junker und die Zentrumsgrafen diesem Beispiel folgen und sich bereit erklären, die Steuern aufzunehmen.

Mexiko.

In diesem unglücklichen Lande tobt wieder die Revolution. Man ist allgemein der Ansicht, daß der verräterische General Huerta sich nicht werde halten können, denn die Anfechtung gegen ihn sei zu stark. Der Staat Sonora will sich von Mexiko losreißen und eine Republik für sich bilden. Es ist möglich, das andere Staaten dasselbe tun und daß Mexiko in Stücke zerfällt. Die Vereinigten Staaten haben bereits sechstausend Mann an der mexikanischen Grenze konzentriert, was darauf hindeuten scheint, daß Nordamerika entschlossen ist, den Caudillos das traurige Handwerk zu legen.

* * *

Nach langer Belagerung ist es den Griechen gelungen, Janina, die Hauptstadt des gleichnamigen Vilajets, einzunehmen. Die Balkanverbündeten sind durch diesen Erfolg der Griechen um einen guten Schritt weiter gekommen und es wäre wirklich an der Zeit, daß die Großmächte allen Ernstes daran dächten, durch eine energische Vermittlung den Frieden herbeizuführen, damit die siegreichen Balkaner nicht den unerfüllbaren Wunsch bekommen, die Türken sogar aus Konstantinopel zu vertreiben. Ueber die Einnahme Janinas werden keine Einzelheiten gemeldet. Der Telegraph berichtet kurz und trocken, daß die Stadt den Griechen in die Hände gefallen sei und daß in Athen deshalb ein grosser Jubel herrsche, wie aber die Einnahme vor sich ging, darüber schweigt der Draht.

Ueber die Lage bei Adrianopel und Tschataldseha liegen nur türkische Nachrichten vor. Nach diesen Meldungen haben die Belagerer in den letzten Tagen keine nennenswerten Fortschritte gemacht, obwohl sie das Bombardement energisch fortgesetzt haben. Die Meldung ist wie gesagt, türkisch, und deshalb wohl als partiisch zu betrachten, da die Verbündeten aber kein Wort sagen, so kann man immerhin annehmen, daß die Nachricht in der Hauptsache stimmen muß.

Bei Skutari ist alles beim alten. Die Montenegriner sind um keinen Schritt weitergekommen, obwohl König Nikita schon wiederholt die Versieherung ausgesprochen hat, daß der Platz schon so gut wie montenegrinisch sei. Wollen und Vollbringen sind eben verschiedene Dinge!

Notizen.

São Paulo.

Der Polizeidienst ist in São Paulo gegenwärtig sehr mangelhaft. Man sagt, daß viele Zivilgardisten, schon ältere Leute, scharenweise den Dienst verlassen hätten, weil man von ihnen verlangt habe, daß sie Turnübungen machen. Ob es sich wirklich so verhält, wissen wir nicht, bekannt ist es aber, daß in vielen Stadtvierteln die Polizisten schon zu den Seltenheiten gehören. Man kann des

Nachts mehrere Straßen durchgehen, ohne auch nur einen einzigen Polizisten anzutreffen. Einen richtigen Polizeidienst hat nur noch das Stadtzentrum. Daß eine solche Ordnung der Dinge unangenehme Folgen nach sich ziehen kann, ist klar. Der Mangel an Polizisten macht nicht nur die Freunde fremden Eigentums dreist, sondern auch auf andere Weise erscheint das Publikum durch diesen Mangel ernstlich gefährdet. In allen Straßen sind die Signalapparate angebracht, was nützen aber diese Apparate im Falle eines Unglücks, wenn kein Polizist zugegen ist, der sie aufschließt und durch sie die Zentrale von dem Vorgefallenen in Kenntnis setzt. Der Herr Justizsekretär sollte die Soldaten der Staatspolizei für den Straßendienst verwenden, bis die Zivilgarde wieder ergänzt worden ist.

Zum Indianerüberfall am Rio Feio. Wie allen noch erinnerlich sein dürfte, wurde am 6. Februar in den Wäldern am Rio Feio der Zivilingenieur Herr Dr. Archangelo Segna von Indianern überfallen und mit seinen sieben Arbeitern niedergemetzelt. Nach diesem traurigen Ereignis, das überall einen starken Eindruck hinterließ, wurde eine Untersuchung eingeleitet und diese ist von dem Indianerinspektor, Herrn Horta Barbosa, zu Ende geführt worden. Bei den Herren des Indianerzähmungsdienstes ist es Sitte und Brauch, die roten Brüder von aller Schuld rein zu waschen und alle Verantwortung den von ihnen angegriffenen Weißen zuzuschreiben. Herr Horta Barbosa hat hierin eine Ausnahme gemacht und es unterlassen, die seinem Schutze anbefohlenen Indianer zu Engeln zu stempeln. Deshalb hat er auch die meisten Erfolge zu verzeichnen und deshalb verdient sein Bericht auch mehr Glauben als die Ausführungen eines Leutnants Rosa oder eines Raul Abbott. In seinem Bericht, der sehr lang ausgefallen ist, erzählt Herr Horta Barbosa haarklein, wie Ingenieur Segna nach der Gegend gekommen ist und was sich alles vor dem Ueberfall abgespielt hat. Ingenieur Segna hat für Rechnung Privater gearbeitet, er hat aber mit der Erlaubnis des Indianerinspektors die von den Arbeitern des Zähmungsdienstes gemachten Waldpfade benutzt. Als Dolmetscher für den Verkehr mit den Indianern hat Horta Barbosa den Landmesser Herrn Kurt Muckel mitgegeben, der vor zwei Jahren unserer Redaktion angehört hat. Dieser Herr, der die Indianersprachen ausgezeichnet beherrscht und ihre Gewohnheiten sehr gut kennt, hat dafür gesorgt, daß zwischen Landmessern und Indianern ein gutes Verhältnis zustande kam. Als Herr Muckel von dem Indianerinspektor wieder abgerufen wurde, war die Freundschaft zwischen Landmessern und der sie umgebenden Indianer so vollkommen, daß ein einziger Arbeiter es wagen konnte, mit Eßwaren beladene Maulesel auf den engen Pfaden durch das Indianergebiet zu führen, ohne einen Angriff befürchten zu müssen, wie die Indianer wieder ungeniert allein oder in großen Scharen das Lager der Landmesser aufsuchen konnten, ohne von den Arbeitern sich etwas zu versehen zu brauchen. Kurt Muckel wurde, nachdem er anderthalb Monate den Ingenieuren, Herren Segna und Lacerda, gute Dienste geleistet, wie gesagt, abgerufen. Dieses geschah Ende Dezember vorigen Jahres. Das gute Einvernehmen zwischen den Weißen und Roten blieb aber noch eine zeitlang das denkbar beste, da hörte aber auf einmal Herr Horta Barbosa von einigen ihm im Lager zu Rio dos Patos aufsuchenden gezähmten Indianern, daß unter ihren Stammesbrüdern gegen die Leute des Herrn Segna eine große Aufregung herrsche. Um was es sich eigentlich handelte, wußten sie nicht, aber sie hatten eine ziemlich annehmbare Vermutung. Ingenieur

Segna war Ende Dezember in São Paulo gewesen und auf der Rückkehr hatte er neue Leute nach dem Walde mitgenommen. Auf dem Wege durch die Wildnis sei der Ingenieur, der beritten war, seinen Leuten vorausgeeilt und diese hätten mit ihnen sich nähernden Indianern einen Zwischenfall gehabt und man vermutete, daß die Spannung zwischen den Landmessern und ihrer Umgebung daher datierte. Man vermutete auch — und Herr Horta Barbosa scheint diese Ansicht zu teilen — daß unter den Leuten Segnas sich jemand befand, der früher Indianerjagden mitgemacht hatte und den irgendein Indianer als einen Feind ihres Stammes erkannte. Sobald Herr Horta Barbosa von diesem Sachverhalt erfuhr, sandte er seinen Dolmetscher José Candido nach dem Lager Segnas. Dieser traf unterwegs den Ingenieur Lacerda, der mit Segna zusammenarbeitete und sich gerade auf dem Rückweg von Baurú nach der Wildnis befand. Beide machten den Weg zusammen, als sie auf Indianer stießen, die ihnen die traurige Mitteilung machten, daß Segna samt seinen sieben Gehilfen ermordet worden sei. Die Mordtat ist nicht ganz aufgeklärt und das deshalb, weil nach dem folgenschweren Zusammenstoß es schwer geworden ist, sieh mit den Indianern in Verbindung zu setzen. Sie befürchten eine Rache der Weißen und sind scheu. Soviel scheint aber festzustehen, daß die Indianer in einer friedlichen Absicht das Lager Segnas aufsuchten. Sie gingen in einer großen Schar, um sieh dann zu überzeugen, was denn an dem Gerücht Wahres sei, was man von einem Zwischenfall mit den neuen Leuten des Ingenieurs erzählte. Die Indianer nahmen nicht einmal ihre Waffen mit. Sie wurden von Segna, der leicht erkrankt in der Hängematte lag, freundlich aufgenommen und die Aussprache verlief sehr friedlich. Nach einem ziemlich langen Aufenthalt im Lager zogen sich die Indianer friedlich zurück, als auf einmal sieh die Situation änderte. Was gesehehen war, wußten auch die Indianer nicht zu erklären, mit welchen Horta Barbosa gesprochen hat und mit dabei gewesen sind. In einer Ecke des Lagers ist, nachdem sieh schon die meisten Indianer zurückgezogen hatten, der Kampf auf Tod und Leben entbrannt. Warum, das wußten die gefragten Indianer nicht zu erklären, aber sie vermuteten, daß einer der Arbeiter Segnas, der ja, wie gesagt, wegen Erkrankung nicht mit dabei sein konnte, aus Unwissenheit eine Dummheit begangen habe. Man spricht davon, daß einer mit Schußwaffen hantiert habe. Bestätigt ist das nicht, aber die Annahme ist nicht von der Hand zu weisen, zumal wenn man bedenkt, wie leicht es ist, Indianer und andere Wilde zu provozieren. Andererseits ist auch bekannt, wie unvorsichtig manche Leute mit Schußwaffen umzugehen pflegen und was sie für einen sehr gelungenen Spaß ansehen. So ist es absolut nicht unwahrscheinlich, daß einer der neuen Leute Segnas, mit der schnell herbeigeführten Versöhnung zwischen den Landmessern und den Indianern sehr zufrieden, „aus Spaß“ auf einen Indianer zielte und daß die Indianer dieses, da, wie gesagt, ihre Hauptmacht schon zurückgetreten war, als Verrat auffaßten, welcher Irrtum dann die Metzelei zur Folge hatte. Daß diese Annahme die einzig richtige ist, wird niemand beschwören wollen, aber die Feststellung, daß die Feindschaft zwischen Weißen und Roten erst seit dem Tage datierte, an dem die neuen Leute Segnas im Walde eintrafen, spricht schon dafür, daß das ganze Unglück durch einen Zufall oder Mißverständnis herbeigeführt wurde. Die Tatsache aber, daß die Indianer selbst Herrn Horta Barbosa von der eingetretenen Spannung in Kennt-

nis setzten, bezeugt, daß sie die Katastrophe nicht verräterisch herbeiführten.

Postpakete. Wer den Dienst der Postpakete in Brasilien einführt, der verdient ein Denkmal. So etwas ist noch nie dagewesen. Wir haben Ben Akiba widerlegt. Hätte der alte Rabbi die Paulista Postpaketabteilung gesehen, dann hätte er nicht sagen können: es ist schon alles dagewesen! Gegenwärtig harren etwa 18.000 Pakete der Abfertigung. Mit jedem Dampfer kommen neue Pakete an und zwar etwas mehr als die Postbeamten weiterzugeben vermögen. So wird der „Stock“ immer größer; was unten liegt, das wird noch mehr beladen, und wenn derjenige, an den es adressiert ist, vernünftig sein will, denn verzichtet er auf die Sendung. Sie kommt ja doch nie heraus. — Vor wenigen Wochen ging die Nachricht durch die brasilianischen Blätter, daß die Paketabteilung der Post von Buenos Aires innerhalb vierundzwanzig Stunden mehr als 20.000 Pakete abgefertigt hätte, und wenn man richtig bedenkt, dann ist dieses auch nicht einmal eine so riesige Leistung. Hier können die Herrschaften aber weder 2000, noch 200, ja vielleicht nicht einmal 20 Pakete an einem Tage abfertigen und das aus dem einfachen Grunde, weil die Postbeamten nicht dazu da sind, zu arbeiten, sondern um den „cafézinho“ zu trinken, um den „cigarinho“ zu drehen und um sich zu unterhalten. Spät wird die Paketabteilung aufgemacht, früh wird sie geschlossen und inzwischen hält die Beamtenschaft ihre Erholungszeit. — Wirklich skandalös ist es, daß auch Zeitschriften von der Post nach der Paketabteilung geschickt werden. Viele Fremde und auch Brasilianer haben das einem Beamten unbegreifliche Bedürfnis, eine ausländische Zeitschrift zu lesen und diese Zeitschriften werden in der Regel durch eine hiesige Buchhandlung bestellt. Da auf der Post manches verloren geht, so werden die Zeitschriften gewöhnlich nicht an den Besteller selbst adressiert, sondern an dieselbe Buchhandlung, die ihm die Sachen ausfolgt und die somit in den Stand gesetzt ist, den Empfang der bestellten Schriften zu kontrollieren. Eine solche Buchhandlung, die einen ausgedehnten Kundenkreis hat wie z. B. die Casa Garraux, bekommt nun mit jedem Dampfer eine große Ladung Zeitschriften. Es sind dringende Sachen darunter — politische Zeitschriften, auf die die Adressaten mit Spannung warten, Modeschriften, welche für den Besteller nur dann einen Wert haben, wenn er sie schnell bekommt, Aktualitäten mit einem Wort, die man entweder pünktlich bekommt oder auf die man sonst verzichtet. Manchmal werden die Sachen von der Post ohne weiteres der Buchhandlung ausgeliefert, aber manchmal fällt es ihr auch ein, sie nach der Paketabteilung zu schicken, und dann hat man seine liebe Not, sie wieder herauszubekommen. Der Kunde, der die Sachlage nicht kennt oder gerade kein Gemütsathlet ist, schimpft über die Buchhandlung, weil sie ihm nicht pünktlich bedient und er bestellt die Zeitschrift ab.

Ebenso oder noch schlimmer ist es mit den Warenmuster. Jeder Mensch weiß, was das für ein Modewarenengeschäft bedeutet, rechtzeitig die Muster zu bekommen oder auf sie zwei, drei, fünf oder noch mehr Monate warten zu müssen. Nur der Postbeamte weiß es nicht. Er schlürft seinen „cafézinho“ seelenruhig weiter. Für die Arbeit hat er keine Zeit. — Wie lange das so weitergehen wird, das weiß der Kuckuck, aber vor zwei Jahren kann sieh hierin nichts ändern, denn die gegenwärtige Regierung ist nicht imstande einen Wandel zu schaffen.

Herr Eppenstein als alldeutscher Eroberer. Vor einigen Tagen kam aus Berlin die Nachricht, daß Herr Willy Eppenstein, früher Redakteur in São Paulo, in der Deutsch-Südamerikanischen Gesellschaft einen Vortrag über die deutschsprachliche Presse in Brasilien gehalten habe. Diese Nachricht hat unseren tapferen Kollegen von der fluminenser „Gazeta da Tarde“ eine heillose Angst eingejagt. Die genannte Zeitung veröffentlicht das betreffende Telegramm und setzt einen Teil desselben in Fettdruck. Es sind dies die Worte, wo Herr Eppenstein davon spricht, die deutsch-brasilianische Presse müßte sich auch mit der inländischen Politik befassen und sich anstrengen, teuto-brasilianische Landsleute in die Legislativhäuser zu bringen. Zu diesen Worten knüpft die „Gazeta da Tarde“, nachdem sie wieder von der deutschen Gefahr für Sta. Catharina ungereimtes Zeug geschrieben, folgende Bemerkungen: „Mangel an Zeit verhindert uns längere Kommentare zu schreiben, aber eins ist bei diesem deutschen Publizisten in die Augen springend. Er findet, daß es sehr leicht sei, einen Deutschen, der kein naturalisierter Brasilianer ist, zum Senator oder Deputierten zu machen, denn in Sta. Catharina bilden die Deutschen die Gemeindeverwaltung und fühlen sich doch als Untertanen des Kaisers.“ Wie die Gemeindeverwaltungen in Sta. Catharina sich zusammensetzen, darüber hat noch kürzlich Herr Dr. Gustavo Lebon Regis in dem bekannten Interview mit einem Redakteur des „Paiz“ eine sehr ausführliche Auskunft gegeben, die aber die Kollegen von der „Gazeta da Tarde“ nicht zu kennen scheinen. — Herr Eppenstein hat in seinem Vortrag, den die fluminenser Kollegen ebensowenig kennen wie wir, denn sie haben zu seiner Beurteilung auch nur das kurze Telegramm, das uns vorliegt, jedenfalls nicht davon gesprochen, daß deutsche Staatsangehörige hier Abgeordnete werden sollen, denn er kennt die brasilianische Verfassung und weiß, daß Ausländer, die ihre Nationalität erhalten haben, hier weder wählen noch gewählt werden können. Er kann nur an die Brasilianer deutscher Muttersprache gedacht haben, und da diesen die Verfassung dieselben Rechte verleiht wie den Brasilianern anderen Stammes, so hat er eben nur Mögliches verlangt. — Daß Herr Eppenstein noch als ein alldeutscher Eroberer werden könnte, das hätte er sich wirklich nicht träumen lassen.

Aviatic. Mit demselben Dampfer, mit dem Eduardo Chaves nach Brasilien zurückkehrte, ist auch Cicero Marques hier angekommen, der sich in Frankreich zum Aviatiker ausgebildet hat, und er wird in aller Kürze von dem Rennplatz in der Moóca seinen ersten Aufstieg in Brasilien machen. Cicero Marques ist dem Paulistaner Publikum nicht unbekannt. Er hat sich hier durch viele mehr oder minder gelungene Striche bemerkbar gemacht, aber gerade diese Leute scheinen für den Beruf eines Aviatikers die beste Eignung zu haben. Auch Eduardo Chaves stand, bevor er Aviatiker wurde, in dem Ruf, ein ausgelassener Jüngling zu sein, und doch hat er durch seine wirklich hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Aviatik die Sympathien aller errungen und seinem Vaterlande das Recht gegeben, auf ihn stolz zu sein. Dasselbe hoffen wir von Cicero Marques.

Eisenbahnen. Die Bewohner von Caconde wollen die Companhia Mogyana bewegen, daß sie nach ihrem Munizip eine Zweiglinie baue. Deshalb waren einige Herren in der Stadt, um die Angelegenheit mit der Direktion der genannten Eisenbahngesellschaft zu besprechen, die den Plan auch sehr gut fand. Jetzt wird sich jedenfalls in Caconde selbst eine Gesellschaft bilden, die die Bauarbeiten

ausführen wird. Nachher wird die Mogyana den Betrieb übernehmen.

Betreffend die Teuerung erhielt am Mittwoch unser Staatspräsident vom Marschall Hermes da Fonseca folgendes Telegramm: „Damit Sie die berechnete Wißbegierde der Produzenten und der Bevölkerung des Staates betreffend die übertriebene Höhe der Lebensmittelpreise befriedigen können, beehre ich mich, Ihnen zu erklären, daß die Bundesregierung, ohne in irgendwelcher Weise die berechtigten Interessen des nationalen Ackerbaues, des Handels und der Industrie schädigen zu wollen, nach Mittel sucht, um die durch die Teuerung geschaffene Situation zu mildern. Gleichzeitig untersucht sie die Gründe, warum der Kleinhandel so teuer verkauft, damit zum Wohle des Volkes die richtigen Mittel angewendet werden können. Ausserdem untersucht die Regierung die Organisation der Trusts, welche die Preise in die Höhe treiben. Wenn es sich herausstellen sollte, daß bei den Trusts ein solches Bestreben vorliegt, dann würde die Regierung zu dem Mittel des sozialen Schutzes greifen, das anzuwenden ihr das Gesetz gestattet. Herzliche Grüße. Marschall Hermes.“

Straßenreinigungsgesellschaft. Die Kommission der Finanzen, Justiz und Hygiene der Munizipalkammer hat ihr Gutachten dahin abgegeben, daß die Straßenreinigungsgesellschaft zu verstaatlichen sei. Die Gesellschaft soll mit 2.277:616\$ entschädigt werden. Sie verlangte bekanntlich viertausend Contos, ermäßigte ihre Forderung aber schließlich auf 2700 Contos. Jetzt wird sie sich aber mit dem zufrieden geben müssen, was die Munizipalität ihr bietet.

Die „Companhia Parque Balneario“ in Santos hat die unter dem Namen Campo Grande bekannten Ländereien, die zwei Millionen Quadratmeter umfassen, käuflich erworben. Für diese Ländereien, die sich von der Avenida Anna Costa bis an den Berg Jabaquara und von der Höhe des Hotel International bis an die Stadt erstrecken und die den Erben des Herrn Samuel Mesquita gehörten, wurden neunhundert Contos gezahlt.

Studienreisende. Das Ackerbausekretariat hat bekanntlich den tüchtigsten Absolventen der landwirtschaftlichen Schule zu Piracicaba Reiseprämien ausgesetzt, damit sie eine Studienreise nach Europa und Nordamerika machen können. Diese jungen Herren, fünf an der Zahl, werden am 16. ds. an Bord der „Cap Verde“ und in Begleitung des Herrn Friedrich Schuhmachers vom Ackerbausekretariat die Reise nach Europa antreten.

Geldsendung unterschlagen. Am 11. Februar dieses Jahres schickte die hiesige Verwaltung des Bundestelegraphen nach der telegraphischen Station in Iguape durch die Post fünf Contos de Reis. Die Expedition geschah ordnungsgemäß, denn bei der Empfangnahme des Geldes auf der hauptstädtischen Post waren fünf Zeugen zugegen. Der Postsack, der die Geldsendung enthielt, sollte am 15. oder 16. desselben Monats in Iguapé eintreffen, er kam aber erst am 19. dort an, ohne das vorgeschriebene Verzeichnis der Korrespondenzstücke und ohne das Geld. Da die telegraphische Station von der Absendung des Geldes natürlich verständigt war, so reichte sie sofort die Reklamation ein und die „strengte Untersuchung“ wurde eingeleitet; bisher ist diese Untersuchung aber ohne ein Resultat geblieben. Ein Beamte wird allerdings verdächtigt, die Unterschlagung begangen zu haben, aber bisher hat man ihm noch nichts nachweisen können.

Weinbau. Als Gegenstück zu der Forderung der Agitatoren, zur Bekämpfung der Lebensmittelteuerung den Weinzoll aufzuheben, kann die Weinbau-

Ausstellung gelten, die in Garibaldi (Staat Rio Grande do Sul) veranstaltet wurde und aus allen weinbauenden Munizipien des betriebsamen Südstaates besichtigt war. Im ganzen beteiligten sich 152 Weinbauer, von denen 132 Trauben und 20 Weine ausstellten. Die goldene Medaille erhielt der italienische Kolonist Leonel Nicolini, der 19 verschiedene Traubensorten vorführte und 20.000 Flaschen Wein in diesem Erntejahre produzierte. Angesichts dieser Zahlen wird die Regierung sich die Aufhebung des Weinzolles wohl doppelt und dreifach überlegen. Wir haben mehrfach Riograndenser Weine geprobt, die recht annehmbar waren, und es kam gar keinem Zweifel unterliegen, daß der Weinbau zur Weinbereitung in jenem Staate, auf dem Hochlande von Santa Catharina und Paraná und in den hochgelegenen Teilen von Minas Geraes durchaus entwicklungsfähig ist. In der Umgegend von Poços de Caldas z. B. gibt es verschiedene Landwirte, darunter auch Deutsche, die den Weinbau betreiben und schon heute einen trinkbaren Rotwein liefern. Die Regierung von Minas Geraes schenkt ebenso wie die Riograndenser der Rebenkultur die nötige Aufmerksamkeit, so daß man damit rechnen darf, daß in absehbarer Zeit ein nicht unbeträchtlicher Teil des Weinkonsums durch die einheimische Produktion gedeckt werden wird. Andere Teile von Minas Geraes, die Staaten São Paulo und Rio de Janeiro hingegen kommen wohl nur für die Lieferung von Tafeltrauben in Betracht. Hier gedeihen die Reben zwar ausgezeichnet, aber die Trauben reifen sehr ungleichmäßig, so daß ans Keltern im Großen nicht gedacht werden kann.

Stumpfsinn oder Perversität Unseren Lesern ist vielleicht die psychologisch fein durchgearbeitete Skizze bekannt, was ein alter Mann, der dabei abgefaßt wird, wie er von den die Eisenbahnschienen zusammenhaltenden Schrauben die Muttern löst, vor den Richter geführt, über den Fall denkt und wie es ihm unbegreiflich erscheint, daß es verboten sein soll, fünf oder sechs der kleinen Dinge zu entfernen, die zu hunderten und tausenden an den Schienen angebracht sind. An den Schienen verrosteten die Schraubenmutter; er kann sie aber dazu gebrauchen, sein Netz zu beschweren. Dieser Tage ereignete sich hier ein ähnlicher Fall. Der Syrier Miguel Abraham wurde zwischen der Quarta und Quinta Parada abgefaßt, als er gerade eine große Reihe von Steinen auf die Schienen der Zentralbahn legte. Einige Augenblicke später sollte der von der Penha kommende Zug über die Stelle fahren und der wäre unfehlbar entgleist, wenn Bahnarbeiter nicht noch rechtzeitig die Steine gefunden hätten. Zur Polizei gebracht erklärte der Mann mit der größten Gelassenheit, daß er gar nicht daran gedacht habe, den Zug zum Entgleisen zu bringen. Er habe nur beobachten wollen, wie die Steine aussehen werden, wenn der Zug über sie hinweggefahren sein wird. Daß der Zug aus dem Geleise springen mußte, das leuchtete ihm nicht ein; er müsse ja die Steine zermalmen. — Der Syrier ist 22 Jahre alt. Kindische Dummheit ist also nicht anzunehmen, und so bleibt nur die Annahme übrig, daß es sich entweder um einen Unzurechnungsfähigen oder einen perversen Menschen handelt. Unwillkürlich muß man da an die Entgleisung auf der Mogyana denken, die bisher noch nicht aufgeklärt ist. Wenn es einen so blödsinnigen oder perversen Menschen gibt, der mit Steinen auf dem Eisenbahngeleise experimentiert, dann kann es auch zwei solcher Individuen geben.

Ueber einen gräßlichen Fall berichtet die Polizeichronik von Mittwoch. In dem Hause Nr. 5 der Rua Anhanguera wohnt das Ehepaar Au-

tonio und Luiza Jorio. Die Frau hatte am Mittwoch nachmittag ihr erst drei Monate altes Söhnchen Vicente gewaschen und zur Ruhe gelegt, als der sechsjährige Junge eines Nachbarn namens Carlino sich einstellte. Er trug in der Hand eine Zange, mit der er spielte. Die Frau beachtete ihn, da er ein ständiger Gast ihrer Hauses war, nicht. Sie ging in die Küche, um das Abendessen zu bereiten, während Carlino in dem Wohnzimmer blieb. Plötzlich hörte Frau Jorio ihr Söhnchen aufschreien. Es war nicht der gewöhnliche Schrei eines erwachten Kindes: der Schrei war der Ausdruck des Schmerzes. Die Mutter lief so schnell als möglich aus der Küche nach dem Schlafzimmer. Carlino kam ihr in der Tür entgegen und murmelte, wobei er die Augen zu Boden senkte: „Vicentino weint!“ Die Frau beachtete ihn nicht, sie dachte noch immer nichts schlimmes. Aber schon im nächsten Augenblick sah sie, daß ihr Vicentino in Blut gebadet auf seinem Kissen lag. An seiner Stirn sah man eine klaffende Wunde. Neben ihm lag die Zange, mit der Augenblicke vorher Carlino gespielt hatte. Sie war zum Mordinstrument geworden. Luiza Jorio rannte mit dem Kinde nach der Pharmacia Moderna, die Ambulanz wurde gerufen, der Polizeiarzt erschien in wenigen Minuten, aber alles war umsonst, Vicentino war die Stirn eingeschlagen. Die Mutter bestieg mit dem Kinde auf dem Schoß das Ambulanz-Auto, um zur Zentralpolizei zu fahren, aber bevor sie ans Ziel kamen, hatte Vicentino zu atmen aufgehört.

Wie soll man diesen Fall klassifizieren? Verbrechen? Das ist es nicht, kann es nicht sein, denn Carlino wußte nicht, was er tat. Und doch hat er mit der Zange in der Hand das Schlafzimmer betreten, doch hat er mit dem schweren Instrument das Kind auf den Kopf geschlagen, ansehend nicht einmal, sondern so lange, bis die Hirnschale brach. Paßt hier nicht das Wort vom geborenen Verbrecher, der böses tut, ohne es zu wollen und der nach vollbrachter Tat von dannen schleicht, ohne sich selbst und anderen darüber Rechenschaft geben zu können, warum er die Hand erhob, um seinen Mitmenschen zu töten? Steckt vielleicht in dem kleinen Carlino nicht schon die Bestie, welche auch der Wille nicht zu bändigen vermag und das aus dem einfachen Grunde, weil nicht das Tier dem Willen, sondern umgekehrt der Wille dem Tier untergeordnet ist? Wir stehen hier vor einer Tat, die ein Problem in sich schließt, ein Problem, das die die Freiheit des menschlichen Willens annehmende Wissenschaft nicht zu lösen vermag.

Verlobung. Ihre Verlobung zeigen an Fräulein Helene Groß und Herr Frederico Gießwein. Wir

Vergiftung. Am Donnerstag nachmittag spielten auf einem Felde in Belemzinho mehrere Kinder. Sie fanden wilde Feigen und aßen sie. Bald stellten sich deutliche Vergiftungserscheinungen ein. Glücklicherweise konnte die polizeiliche Hilfestation noch rechtzeitig verständigt werden und brachte der schnell herbeigeeilte Arzt die Kleinen außer Lebensgefahr. Trotzdem ließ er sie zwecks weiterer Behandlung nach der Santa Casa überführen.

Kunstaussstellung Rua S. Bento No. 85. Seit einigen Tagen hat der junge russische Maler Lazar Segall hier eine äußerst interessante Ausstellung seiner Arbeiten veranstaltet, welcher allgemeine Anerkennung und Bewunderung gezollt wird. Wir finden aus jeder Epoche der Studienzeit in Berlin und Dresden dieses talentvollen Künstlers Dokumente seines ersten und erfolgreichen Strebens und ist besonders interessant daraus sehen zu können, wie sich derselbe bald von der anfänglichen pedantischen Ausführung in Strichma-

nier lossagte und zum großen breiten malerischen Vortrage stetig voranschritt. Den Höhepunkt in dieser Hinsicht bildet wohl das mit großem Können kräftig und sicher hingesezte Bildnis eines Geigers, welches als reife künstlerische Arbeit allererster Qualität anzusprechen ist. Ein vorzügliches Bild sind ferner die Tabakschneiderinnen. Wie malerisch gesehen und in den Lufttönen vorzüglich gegeben, sitzen die alten Frauen hier in Reihen bei ihrer mühsamen Arbeit in der alten holländischen Stube; jede ein Typus, alle gleich in der Kleidung und doch in Bewegung und charakteristischer Haltung so fein nuanciert und lebensvoll mit breiten charakteristischen Strichen hingesezt. Auch No. 34, die „kleine Holländerin“, ist eine Arbeit, die den Künstler auf beachtenswerter Höhe zeigt und seine freisinnige malerische Anschauung dokumentiert, wie derselbe überhaupt aus seinem Aufenthalt in Holland besonders reiche malerische Anregungen geschöpft hat. Der Raum verbietet hier, jedes einzelnen Werkes gerecht zu werden, doch seien noch besonders No. 26, 36, das reizende kleine Pastell 42, 47, 48, 50 und 52, wie der ausgezeichnete Halbakt No. 53 erwähnt. Das große Bild „ohne Vater“ hat eine große und brillante Lichtwirkung, der Ausdruck der Sorge auf dem lebendig und charakteristisch gegebenen Gesicht der Mutter ist vorzüglich dargestellt, doch weist es, wie das durch das Format bedingt wird, „zu viel Arbeit“ auf und hat nicht ganz die malerische Frische von Segalls sonstigen letzten Arbeiten, welche durchweg dokumentieren, daß wir von diesem starken jungen Talent noch Großes mit Sicherheit erwarten dürfen.

Ein Fall zu untersuchen. Unter diesem Stichwort brachten wir vor einigen Tagen die Nachricht, daß auf dem Hof der Luz-Kaserne der Soldat Antonio de Freitas von seinem Kameraden José Faustino bei einer Spielerei mit dem Kavalleriesäbel verletzt worden sei. Der Verletzte ist am Donnerstag seiner Wunde erlegen. Die Untersuchung des Falles muß noch feststellen, ob es sich wirklich um einen Zufall handelte. Der Verstorbene hat allerdings auf dem Totenbette mehrmals versichert, daß José Faustino nicht die Absicht gehabt habe, ihn zu verletzen. Sie hätten aus Spaß mit den schweren Säbeln gefochten und da sei das Unglück geschehen.

Ich bin Soldat und bin es gerne, sagte der 17jährige Benedicto Alves und meldete sich zum Militärdienst. Um aufgenommen werden zu können, wies er dem Waisenrichter ein Dokument vor, daß seine Eltern bereits gestorben seien und darauf bekam er, da er für den Dienst schon kräftig genug war, die Erlaubnis, Soldat zu werden. Er wurde der Maschinengewehr-Kompagnie in Ipanema zugeteilt. Wie groß war aber das Erstaunen der Militärbehörden, als auf einmal ein gewisser Gabriel Alves aus Campinas sich als Vater des Minderjährigen meldete und ihn zurückverlangte. Benedicto hatte, um Soldat werden zu können und da sein Vater ihm die Erlaubnis nicht gab, sich falsche Totenscheine seiner Eltern verschafft. Nach der Aufdeckung der Sachlage wurde der tapfere Vaterlandsverteidiger nach Hause zurücktransportiert. Jetzt muß er warten, bis er volljährig wird. Dann kann er die heißersehnte Uniform wieder bekommen.

Das italienische Messer hat wieder ein Opfer gefordert. Am Donnerstag abend gingen die beiden italienischen Schuster João Sbrandi und Miguel Pocci in ein Cinema in der Vorstadt Cambucy. Aus einem bisher noch nicht aufgeklärten Grunde verließ der letztere den Kinematographen, bevor die Vorführung zu Ende war und deshalb fühlte Sbrandi sich schwer beleidigt. Er ging seinem Kollegen nach

und machte ihm in seiner Wohnung eine furchterliche Szene. Pocci gelang es aber, ihn zu beruhigen und Sbrandi blieb bei ihm über Nacht. Am Freitag morgen auf dem Wege zur Arbeit begann Sbrandi die Klagelitanen wieder von neuem, ein Wort gab das andere und schließlich zog Sbrandi ein Schustermesser hervor und stieß es so Pocci in den Leib, daß die Eingeweide hervortraten. — Der Zustand Poccis ist hoffnungslos. Sbrandi wurde eine Stunde später in seiner Wohnung verhaftet. Er ist der Ansicht, daß er in seinem Rechte gewesen sei, denn Pocci habe ihm durch sein Weggehen am abend vorher schwer gekränkt. Wäre der Messerheld nicht ein Italiener, sondern ein Brasilianer, dann würden die italienischen Sozialisten wieder schreien, daß in Brasilien die Italiener wegen jeder Bagatelle ermordet werden.

Deutscher Konsumverein São Paulo. Am 27. v. M. tagte in dem Vereins Hause des Deutschen Männergesangvereins „Lyra“ die erste öffentliche Versammlung des Deutschen Konsumvereins. Bei allen Anwesenden zeigte sich ein großes Interesse an der Gründung und das Erscheinen von Vertretern aller Stände bewies uns, daß geradezu ein Bedürfnis vorliegt, durch den Zusammenschluß vieler Einzelner zu einer großen Einkaufsgenossenschaft der herrschenden Teuerung abzuhelpfen! Und daß eine solche besteht, ist wohl nicht mehr abzuleugnen. Zur Führung der Geschäfte wählte die Versammlung aus ihrer Mitte heraus die Herren Dr. May, Schliemann, Weinrebe, Fahr und Fiedler. Hr. Dr. May, der den Vorsitz übernommen hatte, begrüßte sodann die Erschienenen und begründete in längerer Rede den Gedanken an die Gründung eines Konsumvereines. Mit großem Interesse folgte man den Worten des Herrn Referenten. Als zweiter Redner des Abends gab Herr Fiedler ein Bild über „Zweck und Ziele eines Konsumvereins“. Den aus Deutschland Gebürtigen sind die Einrichtungen der Konsumvereine ja bekannt, nicht aber den Eingeborenen oder Deutschbrasilianern. In Deutschland ist jeder dritte Mann Mitglied eines Konsumvereins oder einer Konsumgenossenschaft, hier in Brasilien bzw. in unserer Stadt São Paulo muß die Idee erst Wurzel fassen. Und daß sie das jetzt getan hat und sogar schon kräftig Wurzel faßte, zeigte sich in dem folgenden Teile des Abends. Fast alle Anwesenden beteiligten sich an der Debatte; alle waren natürlich für die Gründung und die herungereichte Zeichnungsliste ergab wieder ein stattliches Resultat. Die Versammlung wählte zum Schluß die Herren Dr. May, Lehmann und Weinrebe als vorläufige geschäftsführende Leiter der Vereinsangelegenheiten. Diese drei Herren werden auch mit einer hiesigen Bank ein Abkommen treffen, daß sie auf ein neu zu eröffnendes Konto „Konsumverein São Paulo“ die Einzahlungen der Mitglieder entgegennimmt. Eine diesbezügliche Annonce soll die Interessenten, wie wir hören, bis jetzt ca. 100 an der Zahl, noch näher über die Art der Einzahlung aufklären. Wir haben die Arbeit des bisherigen Komitees verfolgt und jetzt gesehen, daß die Sache zum guten Abschluß kommt.

Totgefahren. Am Donnerstag Mittag wurde in der Rua do Gazometro der 10-jährige Victor Scagliuse von einem Straßenbahnwagen der Bresser-Linie erfaßt und totgefahren. Der Motorführer ergriff die Flucht und konnte bisher noch nicht gefangen werden. Allem Scheine nach war er an dem furchtbaren Unglücksfall schuld. Der Kondukteur wurde verhaftet.

Kapitalserhöhung. Die „Companhia Industrial de Campinas“, die in unserer Nachbarstadt eine große Hutfabrik besitzt, will ihr Kapital von 200

vor allen Dingen den gesundheitsschädlichen Schnapsverbrauch einzuschränken. Der gewöhnliche Schnaps, der durch allerlei Zusätze noch schädlicher gemacht wird, als er schon an und für sich ist, soll durch Besteuerung so teuer gemacht werden, daß die Arbeiterbevölkerung sich mit ihm nicht mehr vergiften kann.

Das große Eisenbahnunglück auf der Mogyana. Der mit der Untersuchung der Ursachen des Eisenbahnunglücks auf der Mogyana beauftragte Polizeidelegado hat seine Arbeit abgeschlossen, und heute, Montag, sollen die Akten dem Richter zugestellt werden. Der ganze Inhalt dieses wichtigen Dokuments ist noch nicht bekannt, aber soviel weiß man schon jetzt, daß die Annahme, der Maschinist habe die Katastrophe durch allzu schnelles Fahren verschuldet, verworfen werden mußte. Es wurde festgestellt, daß die Bremse der aus dem Geleise gesprungenen Lokomotive festgezogen war, also kann der Zug nicht mit unerlaubter Geschwindigkeit in die Kurve eingefahren sein. Man kann darauf gespannt sein, welche Schlüsse der Richter aus den Zeugenaussagen und dem Gutachten der Sachverständigen ziehen wird.

Unfälle bei der Arbeit. Das Haus, in dem vor kurzem noch das bekannte Juweliergebäude „Casa Michel“ untergebracht war, wird jetzt abgebrochen, um einem modernen Neubau Platz zu machen. Am Sonnabend nachmittag waren mehrere Arbeiter damit beschäftigt, eine Innenwand umzustürzen, zu welchem Zweck sie sich eines Taues bedienten. Die Wand fiel aber so schnell, daß einer der Arbeiter keine Zeit hatte, seitwärts zu springen. Er wurde unter einem Haufen Backsteine begraben und als man ihn nach dem Wegräumen der Steine wieder hervorzog, bedurfte er keiner ärztlichen Hilfe mehr, denn der Tod war augenblicklich eingetreten. Der Verunglückte war erst 36 Jahre alt, portugiesischer Nationalität und verheiratet. Nach der Aussage der anderen Arbeiter wurde der tödliche Unfall nur dadurch herbeigeführt, daß der Verunglückte die Wand für stärker hielt als sie war und den Sturz nicht beim ersten Anziehen des Taues erwartete.

Der Landwirtschaftsminister, Herr Dr. Pedro de Toledo, besuchte am Sonnabend die von der „Companhia Nacional de Juta“ zwischen der Avenida Celso Garcia und dem Tieté gebauten Arbeiterhäuser. Der Herr Minister war mit dem Gesehenen zufrieden und jedenfalls machte er die Feststellung, daß, wenn die Sache richtig angefaßt wird, auch für billiges Geld zweckentsprechende Arbeiterhäuser gebaut werden können. Am Nachmittag besuchte Herr Dr. Toledo die Staatssekretäre. Am Sonntag abend kehrte er mit dem Luxuszug nach Rio de Janeiro zurück.

Leichenfund. Am Sonnabend wurde auf einem Wege in Sant'Anna die Leiche eines noch jungen Mannes gefunden. Wie es sich später herausstellte, handelte es sich um den in Deutschland geborenen Ingenieur Oskar Helm.

Schulwesen. Am Sonnabend wurde zum ersten Male den Zöglingen der Handwerksschule in der Rua Müller dortselbst bereitetes warmes Essen verabreicht. Die Zöglinge dieser Schule sind, wie es sich ja von selbst versteht, Kinder armer Leute, die kein reichliches Essen mit nach der Schule nehmen können. Den ganzen Schultag aber mit einem Stückchen Brot oder einer Banane auszuhalten, ist für die Jungen zu hart und gesundheitsschädlich und deshalb war es von dem Staatssekretär des Innern ein guter Gedanke, für die Beköstigung der Lehrlinge zu sorgen. Die Kücheneinrichtung wurde unter der Anleitung eines Lehrers von den Jungen

selbst fertiggestellt, die somit den Nachweis erbrachten, daß sie schon ganz gut arbeiten können. An der ersten Mahlzeit nahmen 180 Zöglinge teil und es ist wohl überflüssig zu sagen, daß während des Essens eine heitere Stimmung herrschte.

Todesfall. Am Sonnabend verschied nach kurzem schweren Leiden im Alter von 35 Jahren Frau Maria de Magalhães Brasil, Gemahlin des Herrn Dr. Vital Brasil, Direktor des Instituts in Butantan. Sie hinterläßt ihrem tiefgebeugten Gatten neun Kinder, von welchen die älteste Tochter, Fräulein Vitalina Brasil, gegenwärtig das Konservatorium in Berlin besucht. Den Hinterbliebenen unser herzlichstes Beileid.

Zweiglinie. Der Ackerbausekretär hat seinen Kollegen vom Finanzressort ersucht, die zur Fortführung der Zweiglinie der Cantareira-Tramway von Guapira nach Coneeção do Guarulhos notwendigen Grundstücke zu enteignen. Die Arbeiten an dieser Zweiglinie sollen möglichst beschleunigt werden und das ist also erfreulich, denn die Schaffung einer guten Verbindung zwischen der Stadt und Coneeção de Guarulhos muß sowohl dem einen wie dem anderen zugute kommen.

Von einer stürzenden Wand erschlagen wurde am Sonnabend die in der Rua Campos Salles, Penha, wohnhafte 80jährige Witwe Maria Luiza do Espirito Santo von einer einstürzenden Innenwand erschlagen. Das war der zweite Unfall dieser Art am gleichen Tage.

Aviatik. Am nächsten Sonntag werden die brasilianischen Aviatiker Edú Chaves und Cicero Marques vom Prado da Moóca verschiedene Aufstiege machen. Der Ertrag der Eintrittskarten ist ganz für den letzteren bestimmt; der, da er mittellos ist, auf Kosten einiger Freunde in Frankreich das Fliegen gelernt hat. Edú Chaves, der mit irdischen Gütern ebenso reichlich bedacht ist wie mit Mut, hat auf seinen Teil des Ertrages verzichtet.

Kinderhospital. Der jugendliche russische Maler, Herr Lasar Segall, der gegenwärtig seine Bilder in der Rua São Bento Nr. 85 ausstellt, hat 20 Prozent des Ertrages der hier verkauften Bilder für das Kinderhospital bestimmt. Diese Tat des Künstlers hat den Beifall aller Paulistaner gefunden. — Die Sammlung für das Kinderhospital schreitet rüstig vorwärts und man wird bald daran denken können, die Bauarbeiten in Angriff zu nehmen.

Schwurgericht. Man erinnert sich noch jedenfalls an das bestialische Verbrechen, daß in einem Häuschen an dem Wege von der Penha nach Coneeção de Guarulhos ein taubstummes und ganz gelähmtes Mädchen von seinem eigenen Stiefvater, dem Mulatten Faustino Cabral dos Santos, vergewaltigt wurde. Nachdem man den Unmensch gefangen hatte, entdeckte man, daß er in Bigamie lebte, denn er hatte seine erste Frau irgendwo sitzen lassen und ließ sich hier unter falschem Namen mit einer anderen Frau trauen. Dieser Faustino stand am Freitag vor den Assisen, und doch brachten die Geschworenen es fertig, ihn von dem Verbrechen der Vergewaltigung freizusprechen. Wegen des Verbrechens der Bigamie wurde er zu der gesetzlich gestatteten niedrigsten Strafe von nur einem Jahre Zellenhaft verurteilt. Schlimmer erging es einem gewissen Antonio da Silva Braga, der sich wegen der Vergewaltigung eines Knaben zu verantworten hatte. Er bekam dreieinhalb Jahre Zellenhaft.

Handelswoche. Die Marktvorlage von Santos war in der letzten Woche dieselbe wie in der vorherigen. Der Markt schloß mit demselben Preise, mit dem er geöffnet hatte; 7\$300 für Typ 1 und 6\$500

für Typ 7. Die Markttendenz blieb die ganze Woche ruhig. Die Verkäufe erreichten 45.174 Sack und blieben somit etwas hinter den Verkäufen der vorherigen Woche zurück. Die 48.606 betrug. Der Tagesdurchschnitt der Verkäufe war 7.529 Sack gegen 8.101 Sack in der vorherigen Woche. Der Tag der größten Verkäufe war der Mittwoch, der der kleinsten Verkäufe der Montag (1.794 und 2.395 Sack).

Die Zufuhren waren in der Berichtswoche größer als in der vorherigen. Sie betrug 56.702 Sack gegen 46.298. Der Tagesdurchschnitt der Zufuhren war 9.460 gegen 7.716. Der Tag der stärksten Zufuhren war der Montag, der der schwächsten Zufuhr der Sonnabend (17.738 und 4.392). Zuführt sind dem santenser Markt seit dem 1. Juli 7.884.896 Sack gegen 8.917.164 Sack in derselben Periode des vorherigen Jahres. Verkauft wurden seit dem 1. Juli 5.232.137 und verladen 7.709.768 Sack.

Eine kaum glaubliche Geschichte wird von dem Richter von Sertãozinho, Dr. Antonio do Amaral Vieira, erzählt. Dieser Richter, jetzt jedenfalls wegen seiner galanten Abenteuer entlassen, lebte, obwohl verheiratet, mit einer ebenfalls verheirateten Frau, der Gattin eines seiner Verwandten, jahrelang zusammen. Als sie starb, hinterließ sie ihm ein dreijähriges Kind, zu dessen Beaufsichtigung ein vierzehnjähriges Italienermädchen angenommen war. Dieses Mädchen, Rosinha Aprile mit Namen, hat der Richter verführt. Vor einigen Wochen wurde Amaral Vieira als Richter nach Una versetzt und er wollte die Eltern Rosinhas bewegen, daß sie ihm die Tochter mitgeben, denn das zu beaufsichtigende Kind sei an das Mädchen so sehr gewöhnt, daß die Trennung die ganze Erziehung stören würde. Die Eltern gingen darauf aber nicht ein und deshalb beschleunigte der Richter seine Abfahrt von Sertãozinho nach São Paulo um einen Tag. Er nahm Rosinha mit. Hier wurde sie auf ein Telegramm der Polizei von Sertãozinho festgehalten und ärztlich untersucht. Von dem Richter instruiert nannte sie einen jungen Mann als ihren Verführer, gegen den darauf der Prozeß eingeleitet werden sollte. Am 4. ds. wurde Rosinha von São Paulo nach Sertãozinho zurückgeschickt und am nächsten Tage wurde sie auf eine besonders romantische Weise gestohlen. Im Hause der Familie Aprile erschien ein gewisser Antonio de Oliveira, der sich für einen Rechtskenner ausgab und sich anbot, den Prozeß gegen den Verführer kostenlos führen zu wollen. Als seine Hilfe, wie er richtig erwartet hatte, angenommen wurde, verlangte er, Rosinha allein zu sprechen und da gewann er sie für den Fluchtplan.

Er erzählte dem anscheinend sehr einfältigen Mädchen, daß ein reicher Fazendeirosohn sie heiraten wolle. Er werde sie in einem geschlossenen Wagen abholen und sie direkt zum Friedensrichter bringen, der sie, damit die Eltern nichts dreinreden könnten, im Eilzugstempo trauen werde. Der Wagen erschien auch und Rosinha rannte zum Entsetzen ihrer Eltern davon. Das im Wagen sitzende Individuum gab sich als der Verführer aus und verlangte, polizeilich getraut zu werden, der Vater Rosinhas kam aber doch noch zuvor und aus der Heirat wurde nichts. Da Rosinha minderjährig ist, konnte sie ohne die Erlaubnis des Vaters nicht getraut werden, der Heiratskandidat wandte sich aber an das Justiztribunal mit dem Gesuch, ihm, da er doch der Verführer der Minderjährigen sei, die Erlaubnis zur Heirat zu erteilen. Das Tribunal hat sich zu der Sache noch nicht geäußert, da Rosinha aber inzwischen eingestanden hat, daß nicht der Heiratskandidat, sondern der Richter der Verführer sei, so wird man diese Tragikomödie wohl nicht zu Ende spielen kön-

nen. Der von dem Richter als der Verführer vorgeschobene Mann, ein gewisser Firmiano, hat schon einen Mord auf dem Gewissen und würde die Heirat, wenn sie wirklich zustande käme, für Rosinha den Anfang eines unendlichen Unglücks bedeuten. Ob die Familie Aprile mit ihrer Rosinha, auch dann, wenn sie diesem Firmiano nicht in die Hände fällt, viel Vergnügen haben wird, steht freilich auf einem anderen Blatte. Das Mädchen, das direkt vor den Augen seiner Eltern davonläuft, um einen verhüllten Wagen zu besteigen, der sie zur Polizei zur Trauung bringt, hat das Zeug zu dummen Streichen.

Leichenfund. Zu unserer gestrigen unter obigem Stichwort gebrachten Notiz haben wir hinzuzufügen, daß der deutsche Ingenieur Oskar Helm sich erschossen hat, um seinem hoffnungslosen Zustand ein Ende zu machen. Er litt an Tuberkulose und diese unheilbare Krankheit trieb ihn in die Verzweiflung. Herr Helm war unverheiratet und hinterläßt, wie weit bekannt, hier keine Verwandte.

Aviatik. Edú Chaves ist zum Ehrenpräsidenten des Aero-Club Rio de Janeiro ernannt worden. Dieser Tage wird er sich nach der Bundeshauptstadt begeben, um mit dem genannten Club zu besprechen, wie die Aviatik in Brasilien zu fördern sei. Edú Chaves denkt bekanntlich daran, entweder in Rio oder in São Paulo eine Fliegerschule zu eröffnen und jedenfalls interessiert sich auch der Aero-Club für diesen Plan. Auch die Regierung sollte sich für das Projekt interessieren, denn die Aviatik hat ja bereits aufgehört, ein bloßer Sport zu sein und ist ein wichtiges Mittel der Landesverteidigung.

Todesfall. Herr Hans Hunck und Frau trauern tief um ihr geliebtes Söhnchen Ludwig, welches heute Nacht im Alter 1 Jahr 9 Monaten verstorben ist. Der Familie unser Beileid.

Totgefahren. Auf der Mogyana hat sich wieder ein tödlicher Unfall ereignet. In der Station von Tanquinho wurde der 65jährige italienische Kolonist João Daneta überfahren und getötet. Seine siebenjährige Enkelin, die er auf den Armen trug, nicht unerheblich verletzt. Nach den Aussagen der Augenzeugen war der Verunglückte selbst an dem Unfall schuld, denn er wollte die Linie passieren, als es bereits zu spät war. Es ist wahrscheinlich, daß der alte Mann taub war und deshalb das Heranbrausen des Zuges nicht hörte.

Eine schwere Anklage wird gegen das Privatgymnasium Sylvio de Almeida erhoben. Dieses Gymnasium war von dem neuen Unterrichtsgesetz berechtigt, Reifezeugnisse auszustellen, und jetzt heißt es, daß dieses Institut für 600\$000 solche Zeugnisse verkaufe. Diese Zeugnisse seien alle vom Jahre 1911 datiert, also von einer Zeit, als sie noch Gültigkeit hatten. Nicht weniger als 50 junge Leute hätten diese Zeugnisse käuflich erworben, um die von der medizinischen Fakultät vorgeschriebene Aufnahmeprüfung nicht bestehen zu müssen. Herr Dr. Sylvio de Almeida, der Direktor dieses Instituts, ist ein hochgeschätzter Mann, daß wohl die wenigsten an eine solche glauben werden. Alles erwartet jetzt von ihm eine Widerlegung der über sein Gymnasium zirkulierenden Gerüchte.

Verlobung. Ihre Verlobung zeigen an Fräulein Ida März und Herr Gustav Reinhardt. Wir gratulieren.

Bundeshauptstadt.

Handelsbericht. An der Börse waren erhebliche Kursänderungen nicht zu verzeichnen. Der Umsatz war sehr schwach, besonders in Anleihe von 1909 und in Dock-Aktien von Bahia, die auf 103 herabgingen. Das Golddepot in der Konversionskasse betrug am 28. Februar 399.741:891\$ 954 Reis gegen 393.131:768\$894 am 1. Februar. Die Eingänge beliefen sich auf 9.128:924\$663, die Entnahmen auf 2.568:999\$779, so daß ein Plus von 6.559:924\$884 oder 437.328—6—6 Pfund Sterling zu verzeichnen ist. Der Kurs der Vorwoche blieb unverändert bestehen. Am 3. März eröffnete das im Jahre 1864 in Lissabon begründete Bankinstitut Banco Ultramarino seine Filiale am hiesigen Platze.

Der Kaffeemarkt war beständiger. Die Notierung für 15 Kilo Typ 7, die auf 10\$300 heruntergegangen war, stieg wieder auf 10\$700. Die Notierungen der Auslandsbörsen blieben unverändert. Die übrigen Produkte wiesen so geringe Preisschwankungen auf, daß es sich nicht lohnt, darauf einzugehen.

Die Bundesregierung erbat von den Gummistaa-ten die Ermäßigung der Ausfuhrzölle auf Gummi und leitete damit ihre Aktion zugunsten des Brasilgummis ernsthaft ein. Es wäre wünschenswert, wenn auch die Ausfuhrzölle auf Kaffee ermäßigt und schließlich aufgehoben werden könnten, damit unsere Kaffeeproduktion der drohenden Erschwerung des Absatzes leichter zu begegnen vermöchte.

Das Hauptereignis der Berichtswoche war zweifellos der Entschluß der Bundesregierung, die Zölle auf die wichtigsten Lebensmittel für einige Zeit ganz oder teilweise aufzuheben. Da diese Maßregel den Handel einschneidend treffen würde, so wurde sie natürlich lebhaft erörtert. Wir berichteten darüber an anderer Stelle. Es sei uns hier verstattet, an der Hand der Marktstatistik nachzuweisen, daß der Zoll auf sehr wichtige Produkte wenig Einfluß ausübt. Die Regierung will z. B. auch den Dörrfleisch-Zoll ermäßigen oder aufheben. Dieser Zoll wurde im Jahre 1895 eingeführt. Er betrug damals 60 Reis pro Kilo, wurde 1896 auf 100, 1897 auf 120 Reis erhöht, 1898 wieder auf 100 Reis herabgesetzt, betrug 1899 130 Reis, 1900 156 Reis, 1901 167 Reis, 1902 157 Reis, 1903 170 Reis, 1904 206 Reis, 1905 208 Reis, 1906 273 Reis und seit 1907 315 Reis. Im ersten Zolljahre, 1895, war im Großhandel der Mindestpreis für 1 Kilo Dörrfleisch 240 Reis und der Höchstpreis 880 Reis, nachdem das Kilo in den zollfreien Vorjahren 1903 400 Reis bis 1\$200 und 1904 320 Reis bis 1\$ gekostet hatte. Die Differenz ist eklatant. Aber auch in den nächsten Jahren hatten Zollerhöhungen nicht die Preissteigerungen zur Folge, die man erwarten könnte. Man vergleiche die oben angegebenen Zollsätze mit den Maximalpreisen der einzelnen Jahre: 1896 1\$100, 1897 1\$100, 1898 1\$160 (trotz Zollverminderung!), 1899 1\$140 (trotz Zollerhöhung!), 1900 1\$280, 1901 1\$ (trotz Zollerhöhung!), 1902 880 Reis (bei einer Zollverminderung von nur 10 Reis gegen das Vorjahr), 1903 880 Reis (trotz Zollerhöhung!), 1904 920 Reis, 1905 920 Reis, 1906 940 Reis, 1907 900 Reis (trotz Zollerhöhung!), 1908 1\$, 1909 1\$, 1910 1\$060, 1911 1\$060, 1912 1\$240. Gegenwärtig beträgt der Höchstpreis 1\$100, also immer noch 100 Reis weniger als 1903, wo es noch keinen Zoll gab. Rechnet man den Zoll ab, so ist das Dörrfleisch heute sogar um 15 Reis billiger als damals. Aus den obigen Zahlen geht klar hervor, daß die Preise dieses Produktes sich nicht nach den Zöllen richten, sondern aus anderen Motiven steigen und fallen. Der ausschlaggebende Faktor ist der Preis des frischen Fleisches.

Das Dörrfleisch muß stets relativ billiger sein, als das frische Fleisch, sonst findet es eben keinen Absatz. Augenblicklich ist der Detailpreis 1\$400 pro Kilo, bei einem Großpreise von 1\$100. Es besteht also eine Differenz von 300 Reis, entsprechend einem Aufschlag von 27 Prozent auf die Engros-Preise. Zieht man alle Spesen des Detailkaufmanns in Betracht, so kann man diesen Aufschlag wirklich nicht als wucherisch bezeichnen. Sobald der Antriebs von Schlachtvieh zu den Saladeros in Rio Grande und am La Plata wieder normal sein wird, werden auch die Preise wieder heruntergehen. Das heißt, zur selben Zeit, wenn auch die Viehpreise und die Preise für frisches Fleisch gesunken sein werden. Mit der Zollherabsetzung würde weiter nichts erreicht, als daß die Dörrfleischindustriellen in Rio Grande do Sul, denen es augenblicklich ohnehin nicht glänzend geht, noch mehr bedrängt würden und daß die Zwischenhändler und die Detailkaufleute die Zolldifferenz verdienten. Und was wir hier für Dörrfleisch nachwiesen, das ließe sich für eine ganze Reihe anderer Produkte zeigen. Die Zollherabsetzung ist keine Maßregel, die das Uebel bei der Wurzel packt, wohl aber würde sie Landwirtschaft, Industrie und Handel schwer schädigen.

Sanierung der Niederung von Rio de Janeiro. Im letzten Ministerrat wurden die neuesten Pläne und Kostenanschläge genehmigt, die von der Bundeskommission für die Sanierung der Niederung von Rio de Janeiro ausgearbeitet wurden. Es handelt sich um die Oeffnung der Barren und um die Reinigung der Flußläufe des Suruhly, des Suruhymirim, des Iriry und des Magé. Die Bundesregierung scheint also glücklicher Weise nicht, wie man nach dem Verhalten des Verkehrsministeriums in der letzten Zeit befürchten mußte, die Absicht zu haben, die Arbeiten zur Trockenlegung der Niederung von Rio de Janeiro einzustellen. Angesichts der außerordentlich günstigen Ergebnisse, die man mit der Oeffnung verschiedener Flußläufe bereits erzielt hat, wäre das auch bare Torheit gewesen.

Die Zuckerinteressenten und die Teuerung. In der letzten Sitzung der Kaufmännischen Vereinigung von Perambuco wurde über die Absicht der Regierung, den Zoll für ausländischen Zucker herabzusetzen, in eingehender Weise studiert. Herr Manuel Ferreira Leite verlas folgenden Bericht, der vom Chef der Firma Pohlman & Co., Herrn Wiltroek, verfaßt ist: „Der Zuckerkonsum in Brasilien ist nach den Statistiken auf ungefähr 4 Millionen Saek jährlich zu schätzen. Davon entfallen 2 Millionen auf Zucker verschiedener Qualitäten aus den Fabriken, zum Durchschnittspreis von 30\$ pro Saek, 1 Million auf gereinigten Zucker zum Durchschnittspreis von 22\$ und 1 Million auf Rohzucker zum Durchschnittspreis von 16\$. Das ergibt für die 4 Millionen Saek einen Durchschnittspreis von 24\$500 pro Saek und einen Gesamtwert von 98.000 Contos. Nehmen wir nun an, daß diese 4 Millionen Saek von nur 15 Millionen Menschen konsumiert werden und daß die übrigen Bewohner des Landes Zucker verbrauchen, der in der Statistik nicht in Ersehung tritt, so ergibt sich auf den Kopf ein Jahreskonsum im Werte von 6\$533 Reis und ein Tageskonsum von 18 Reis. Dabei ist zu beachten, daß die gegenwärtigen hohen Zuckerpreise zugrunde gelegt sind und daß die ärmeren Klassen der Bevölkerung, denen die Regierung helfen will, nur die geringeren Qualitäten konsumieren, so daß auf den Kopf dieser Volksklassen bei weitem nicht 6\$533 jährlich entfallen. Wenn die Bundesregierung den Einfuhrzoll auf Zucker aufhebt, so verliert sie nichts, denn eine Einfuhr ausländischen Zuckers hat bislang nicht stattgefunden. Sie will also, um die Lebenshaltung im allgemei-

nen zu verbilligen, den Preis eines Artikels reduzieren, indem sie mit der Differenz einen Zweig der einheimischen Landwirtschaft und Industrie nebst dem dazu gehörigen Handel und die betreffenden Staaten belastet, deren Einnahmen mit der Entwertung des Zuckers beträchtlich sinken werden, während die Bundesregierung nicht einen Vintem opfert. Fast alle Artikel des dringendsten Bedarfs, einschließlich Gebrauchsgegenstände und Kleidung usw., vielfach ohne entsprechende einheimische Produktion, bezahlen 50 bis 60 Prozent vom offiziellen Wert, der oft den wirklichen Wert der Ware übersteigt. Und obendrein wird nach dem Kurs von 12 d umgerechnet, während wir seit Jahr und Tag den offiziellen Kurs von 16 d haben. Dazu kommt dann der große in Gold zu zahlende Bruchteil, kommt eine Reihe von Zuschlagstaxen. In alledem aber sieht die Bundesregierung keine Ursache der Lebensmittelteuerung. Weil die Beschuldigung erhoben wurde, daß die Spekulation an den hohen Zuckerpreisen schuld sei, will die Bundesregierung diesen einen Zweig der nationalen Produktion in einer Weise treffen, die vielleicht zu seiner Vernichtung führt. Selbst wenn die Spekulation zu der letzten Preissteigerung beigetragen haben sollte, so ist doch der Hauptgrund in der Trockenheit der letzten Monate zu suchen, die einen bedeutenden Rückgang im Gesamtergebnis der Ernte gegenüber den ursprünglichen Schätzungen voraussehen läßt. Und auf jeden Fall hat die Landwirtschaft in bedeutendem Umfange Nutzen aus der Besserung der Marktlage gezogen.“ Auch Herr Wiltrock vertritt also denselben Standpunkt, den wir gegen die Pläne der popularitätslüsternen Regierung des Marshalls Hermes und besonders des auf die Präsidentschaft spekulierenden Finanzministers eingenommen haben. Wir sind neugierig, zu erfahren, wie der Minister für Landwirtschaft, Industrie und Handel sich zu den Äußerungen von Landwirtschaft, Industrie und Handel, die wir in den letzten Tagen wiedergaben, stellen wird. Ob er auch weiterhin dabei beharrt, die Interessen, die er vertreten sollte, zu verkennen?

Die Brandung, die während der letzten Tage mit außergewöhnlicher Stärke sowohl am Ozean als auch in der Bucht selbst herrschte, hervorgerufen durch den anhaltenden, heftigen Südwind, hat nicht nur einige Menschenleben gefordert, sondern hat auch einen Materialschaden angerichtet, wie wir ihn selten zu verzeichnen haben. Ein Ingenieur der Präfektur erklärte, daß allein die Beschädigung der Straßenbauten 1500 Contos ausmache und daß der Gesamtschaden auf 5000 bis 6000 Contos schätze. Wenn diese Ziffern vielleicht auch übertrieben sind, so steht doch außer Frage, daß der Materialschaden wirklich in die Millionen geht. Selbst ganz im Hintergrunde der Bucht, in Retiro Saudoso, wurden viele Fischerboote losgerissen und an den Kai-mauern zerschlagen. Die leichtgebauten Häuser der Fischer und anderen armen Volkes dortselbst wurden teilweise von den Wogen weggespült. In Cajú wurde die Mole, von der aus die Rio d'Ouro-Bahn die Güterbewegung von und nach den Fahrzeugen vornimmt, ihrer Zementbekleidung beraubt. An der Praia do Cajú warfen die Wogen die alten Mauern und Schanzen um, die während der Marinerevolte von 1893 errichtet worden waren, um den regierungstreuen Truppen Schutz bei einem etwaigen Landungsversuche der Aufständischen zu gewähren. Die Werften von Santos Caneco & Co. und der Hafenpolizei, die sich dort befinden, verloren beträchtliche Mengen Bretter und Schiffsbauholz. Verschiedene Gaslaternen wurden umgerissen. Auch die Praia de São Christovam, wo der Seegang fast nie bemerklich ist, zahlte ihren Tribut. Eine ganze Reihe

von Lagerhäusern, die dort errichtet sind, wurde zu wiederholten Malen von den Wogen erreicht, und das eindringende Seewasser richtete an den Waren beträchtlichen Schaden an. Die Regenwasserkanalisation wurde dort, wie an vielen anderen Stellen zerstört. Die Xarque-Depots von Gonçalves, Zenha, Monarcha & Pino, F. F. Walter & Co. und Fry, Youle & Co. an der Praça das Marinhas (anschließend an den Caes Pharoux) wurden ebenfalls durch eindringendes Seewasser beschädigt. Am Kai wurde die Balustrade teilweise weggerissen. Die Companhia Cantareira mußte ihre Dampffähren nach der Praça Mauá (Kai Lauro Müller) dirigieren, weil ihre Landungsbrücken derart unter den Wogen gelitten hatten, daß sie unbrauchbar waren. An der Avenida Beira-Mar sieht es trostlos aus, Mauern, Balustraden, Bäume, Straßenpflaster sind vielerorts auf weite Strecken zerstört, namentlich an der Praia do Flamengo. Die Praia de Botafogo hat weniger gelitten, dafür die Avenida Atlantica um so mehr, was ja bei ihrer exponierten Lage nicht verwunderlich ist. Sie herzustellen, wird in der Tat viel Geld kosten. Viele Häuser in Leme, Copacabana und Ipanema stehen leer, weil die entsetzten Einwohner sich in die innere Stadt geflüchtet haben. Die Straßenbahnbeleuchtung draußen ist unterbrochen, ebenso die Wasserleitung. Es ist lange her, daß ein so heftiger und Tage lang anhaltender Seegang in Rio zu verzeichnen war.

In den heiligen Hallen des hauptstädtischen Gerichtsgebäudes ist es wieder einmal bunt zugegangen. Es ist kaum einige Tage her, daß wir von den Heldentaten des „Páo da Lyra“ berichteten, der sich an einem stillen Orte des Forums im Handumdrehen so voll Schnaps pumpte, daß er einen großen Skandal und die Verhaftung seiner Eskorte heraufbeschwor. Damals wurde amtlich mitgeteilt, daß der Kommandant der Polizeibrigade die lässigen Soldaten streng bestrafen werde — was in der Tat geschehen ist — und daß der Gerichtsdirektor eine Untersuchung über die Vorkommnisse eingeleitet habe, deren Resultat wir anzweifeln. Wie berechtigt diese Zweifel waren und wie wenig abschreckend außerdem die Bestrafung der Polizeisoldaten auf ihre Kollegen wirkte, das trat in den letzten Tagen voriger Woche zutage. „Páo da Lyra“ konnte sich betrinken, weil seine Eskorte nicht scharf genug aufpaßte, so daß irgend jemand ihm eine Flasche Schnaps zustecken vermochte. Aber diesmal war es viel schlimmer, denn die Soldaten gaben so schlecht acht, daß der betreffende Gefangene unversehens ausriß. Er lief durch den inneren Hof des Gebäudes und kletterte über die Mauer, die das Grundstück nach der Verlängerung der Avenida Mem de Sá hin abschließt. Hinter ihm drein die Soldaten der Eskorte. Es gelang erst vor der Polizeidirektion, den Flüchtling einzuholen. Er setzte seiner Verhaftung heftigen Widerstand entgegen und mußte gewaltsam nach dem Gerichtsgebäude zurückgebracht werden. Dort befanden sich die übrigen Gefangenen schon in offenem Aufruhr, während das Volk einzudringen versuchte. Die Soldaten zogen blank, und im Handumdrehen war die schönste Prügelei im Gange. Einer der Soldaten erhielt einen solchen Tritt vor den Leib, daß er zur Erde sank und liegen blieb. Nun zögerten seine Kameraden nicht mehr, sondern hieben scharf zu. Schließlich mußte die Unfallstation avisiert werden, die verschiedene Personen verbinden ließ. Gleichzeitig erschien ein Sergeant mit einer Patrouille und führte die Helden von der Eskorte gefangen nach der Polizeikaserne ab. Wirklich erbau-lich!

Im 1400 Contos-Prozeß konnte die Rekonstruktion des Prozesses noch nicht zum Abschluß

gebracht werden, weil der Kommandant und die Offiziere des „Saturno“, die noch auf See sind, erst noch vernommen werden müssen. Dagegen gab der Richter dem Antrag des Anwaltes und Vormundes der Angeklagten Emilia Barbati de Souza statt, ihr die von der Polizei beschlagnahmten Schmucksachen herauszugeben, damit sie die Mittel für ihre Verteidigung beschaffen kann. Vorher mußte der Juwelier Achilles Bove die Schmucksachen besichtigen, da bei ihm Pedro de Souza große Einkäufe gemacht hat. Doch befand sich keines der von Souza gekauften Stücke unter den beschlagnahmten Sachen. Offenbar hat der weitherzige Herr nicht seine Gattin, sondern nur seine Freundinnen nach dem Raube mit Geschenken überschüttet. Am Freitag wurde das Geld, das im Walde von Sumaré ausgegraben worden war, bezw. der Teil, der die Reise vom Gefängnis bis zur Polizeidirektion wohlbehalten zurückgelegt hat, vom Schatzamt dem Gericht als „Corpus delicti“ übersandt, desgleichen die Blechbüchsen, in denen es geborgen war. Der Zählung des Geldes und der Rekognoszierung der Büchsen mußten sämtliche Angeklagte beiwohnen. Natürlich wußten sie alle von nichts.

Bravo! Wir haben schon oft darüber Klage geführt, daß unsere Stadtväter nichts schneller beschließen als die Aenderung von Straßennamen und daß die augenblicklichen Machthaber diese ephemere Huldigung meist wohlgefällig annehmen, nicht bedenkend, daß ihre Namen nur kurze Jahre auf den Straßenschildern prangen werden, um dann den Namen neuer Gunstspender Platz zu machen. Selten sind die Männer, die genug Selbstgefühl besitzen, um Ehrungen abzulehnen, durch die entweder die ihren Vorgängern erwiesenen Ehrungen annulliert oder altüberlieferte Straßennamen beseitigt werden. In unserer Nachbarstadt Nietheroy hat sich dieser wegen seiner Seltenheit bemerkenswerte Fall ereignet. Die Stadtväter hatten auf Antrag des Dr. Bellarmino Tati beschlossen, die Praça General Carneiro in Praça Dr. Oliveira Botelho und die Rua da Conceição in Rua Dr. Feliciano Sodré umzutaufen. Aber weder der Staatspräsident von Rio de Janeiro noch der Stadtpräfekt von Nietheroy waren mit dieser Aenderung einverstanden. Beide erklärten, daß sie diese Ehrung nicht annehmen könnten, und Herr Oliveira Botelho begnügte sich nicht mit der Ablehnung, sondern stiftete sogar bronzene Namenschilder für den Platz, der nach dem Helden der Belagerung von Lapa benannt ist. Das ist eine sehr eindringliche Lektion, die sich die weihrauchstreuenden Stadtväter von Nietheroy hoffentlich zu Herzen nehmen werden und die man sich auch anderwärts merken sollte. Dem Charakter der beiden Männer stellt sie jedenfalls das beste Zeugnis aus. Es gibt in unseren aufstrebenden Städten so viele neue Straßen und Plätze, daß die Stadtväter gar nicht nötig haben, zu dem Auskunftsmittel der Namenänderung zu greifen, wenn sie den unwiderstehlichen Drang fühlen, ihre Ergebenheit zu beweisen.

Die Protestversammlungen gegen die Teuerung verliefen anfangs in aller Ordnung und wurden deshalb von der Polizei mit einer Liberalität gestattet, die nicht überall in Brasilien üblich ist. Aber die Redner, die dort auftraten, wußten das Entgegenkommen der Polizei nicht zu schätzen und schlugen bald einen derart anreizenden Ton an, daß selbst eine noch so lax demokratische Staatsgewalt ihn sich nicht länger gefallen lassen konnte. Diesen Leuten liegt ja gar nichts an dem Wohlergehen des Volkes, sondern ihr Zweck ist nur, die Unzufriedenheit und den Klassenhaß zu schüren und gegen alle bestehende Ordnung Sturm zu laufen. So berechtigt viele der Vorwürfe und Klagen waren, so unberechtigt waren andere. Die

Folge war, daß in „Diario Official“ folgende amtliche Note erschien: „Angesichts der Hartnäckigkeit, mit der behauptet wird, daß einige bekannte Agitatoren den Wunsch hegen, Unruhen hervorzurufen, wobei sie den Kampf gegen die Teuerung als Vorwand nehmen, hat der Polizeichef Maßnahmen getroffen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten.“ Eine dieser Maßnahmen war das Verbot, weitere Protestversammlungen abzuhalten. Man kann diesem Verbot nur zustimmen, denn der Staat kann es sich nicht gefallen lassen, daß die Revolution öffentlich gepredigt wird; und in verschiedenen Reden bei jenen Versammlungen ist tatsächlich zur Errichtung von Barrikaden, zur Plünderung der Läden und zu ähnlichen schönen Dingen aufgefordert worden. Da werden selbst Bundesbehörden aus ihrer Lässigkeit aufgeschreckt und zu energischen Maßnahmen gedrängt.

In der Kasernenstadt Deodoro. Die Gerüchte über Unruhen unter den in Deodoro garnisonierenden Soldaten haben sich teilweise bestätigt, allerdings durchaus nicht in dem Umfange, den die aufgeregte Phantasie einzelner Reporter ihnen am Montag Abend geben wollte. In der Tat haben die Soldaten des 1. Artillerie-Regiments (bei dem, nebenbei bemerkt, auch der zweite Sohn des Bundespräsidenten, der jungverheiratete Leutnant Euelydes da Fonseca steht) Lärm gemacht. Aber eine politische Ursache liegt der Bewegung nicht zugrunde, sondern die Demonstration, die zur Stunde der Hauptmahlzeit erfolgte, galt in erster Linie der schlechten Beschaffenheit und der Unzulänglichkeit der Kost. Die Leute beklagen sich ferner über das neue Reglement, das auch die verheirateten Soldaten zwingt, in der Kaserne zu essen und zu schlafen (was früher nicht der Fall war) und über den geringen Sold von 1\$400, der zum Unterhalt der Familie allerdings nicht ausreicht. Wenn die Kost schlecht und unzulänglich ist, dann haben die Soldaten allerdings Grund zur Klage. Und wer unser schlechtes Verpflegungssystem kennt, das dem Diebstahl und der Betrügerei seitens der betreffenden Beamten und Offiziere Tür und Tor öffnet, der kann es den Soldaten nicht einmal verargen, daß sie zu dem etwas gewaltsamen Mittel des offenen Skandalen griffen. Denn nur auf diese Weise vermögen sie etwas zu erreichen. Bei friedlicher, vorschriftsmäßiger Beschwerde wäre wahrscheinlich nach dem berühmten Grundsatz gehandelt worden, daß eine Krähe der anderen die Augen nicht auskratzt. Was aber die anderen Beschwerden anbelangt, so zeigen sie wieder einmal, daß es höchste Zeit ist, die allgemeine Wehrpflicht auch in Brasilien endlich in die Tat umzusetzen. Söldnertruppen werden in Teuerungszeiten, wie den jetzigen, immer unzufrieden sein und streiken, denn für sie handelt es sich nicht um eine Pflicht gegen das Vaterland, die sie mit dem Heeresdienst erfüllen, sondern um ein Handwerk wie jedes andere, mit dem sie den Lebensunterhalt gewinnen wollen. Solche Söldner werden sich begreiflicherweise auch nur widerstrebend der im Interesse des Dienstes und der Disziplin notwendigen Forderung fügen, in der Regel in der Kaserne anwesend zu sein und nur ausnahmsweise mit Urlaub sich außerhalb aufzuhalten. Wie wir unsere Regierung kennen, wird sie aber den Forderungen der verheirateten Soldaten nachgeben und die Disziplin und das Dienstinteresse der Bequemlichkeit opfern. Die Soldateska wird dadurch natürlich nur noch zügelloser werden.

Vorgestern hieß es, die Artilleristen der dritten Batterie des 1. Artillerie-Regimentes hätten beim Kasernen-Appell in gefährlicherer Weise gemeutert als am Montag Abend. Sie hätten die Karabiner angelegt, um auf die Unteroffiziere zu schie-

sen. Die Offiziere wären diesen mit gezogenen Revolvern zu Hilfe gekommen, und nachdem die Schießerei einige Zeit gedauert, wären die Meutereier überwältigt und eingesperrt worden. Im Hauptquartier wurde das Gerücht nicht verneint, sondern nur erklärt, daß man keinerlei Nachrichten aus Deodoro habe. Abends ging aber wieder ein Extrazug mit dem Kommandanten der ersten strategischen Brigade, General Silva Faro, und seinem Generalstabe nach Deodoro ab. Die 20. Bergartillerie-Batterie in Campinho, von der es am Montag und Dienstag ebenfalls hieß, daß sie Unruhen verursacht habe, hat sich jedoch an der Bewegung in keiner Weise beteiligt. Sie blieb, ebenso wie sämtliche andere Truppenteile, in der Kaserne konsigniert und verhielt sich durchaus ruhig. Das gleiche gilt von dem 1. Ingenieurbataillon, dem ebenfalls fälschlich Meutereigelüste zugeschrieben wurden.

Von verschiedenen Seiten wurde die große Explosion, die bei Nazareth die beiden Pulverschuppen zerstörte, mit der Unruhe in Deodoro in Zusammenhang gebracht. Dazu scheint aber kein Anlaß vorhanden zu sein. Nazareth liegt rechts von der Zentralbahnlinie, etwa gegenüber den Neubauten der Arbeiter-Wohnkolonie Marechal Hermes. Dort wurden zwei Holzschuppen gebaut — aus möglichst leichtem Material, um im Falle einer Explosion den Pulvergasen möglichst wenig Widerstand zu leisten —, in denen das rauchlose Pulver aus der staatlichen Pulverfabrik in Piquete aufbewahrt wurde, ehe es Verwendung fand. Von hier aus wurde z. B. regelmäßig das Pulver für die Patronenfabrik in Realengo entnommen. Wir haben schon mehr als einmal erlebt, namentlich in der französischen Marine und auch bei unserem „Aquidaban“, daß bei großer Hitze die Schießbaumwolle sich selbst entzündete. Da seit etwa acht Tagen in Rio und Umgegend eine ganz außerordentliche Hitze herrscht — die zahlreichen Fälle von Sonnenstich beweisen es — und da am Dienstag nachmittag in Deodoro 41 Grad Celsius in der Sonne verzeichnet wurden, so ist es sehr gut möglich, daß auch diese Explosion durch Selbstentzündung hervorgerufen wurde. Die Aussagen des Gefreiten und der drei Mann, die bei den Pulverschuppen die Wache hatten, bringen kein Licht in die Angelegenheit. Der am wenigsten verwundete Soldat, der um 4 Uhr gerade damit beschäftigt war, etwas abseits von den Schuppen Kaffee zu kochen, behauptet, er habe gesehen, wie der Blitz in den Schuppen einschlug und habe den Donner gehört. Nun blitzte und donnerte es um jene Zeit allerdings in der Gegend von Deodoro, aber der Blitz, den der Soldat sah, kann ebensowohl das Aufflammen des Pulvers gewesen sein, und der Donner das Geräusch der Explosion.

Als die Explosion, die bis ins Stadtzentrum gehört wurde, erfolgte, ließ der die Bauarbeiten in der Kasernenstadt leitende General Alencastro Guimarães sofort die Arbeiten einstellen und die Pioniere nach Nazareth fahren. Dort war jedoch nichts mehr zu löschen, denn der Schuppen hatte sich in Atome aufgelöst. Von den Wachsoldaten ist nur der Gefreite so verwundet worden, daß sein Zustand Besorgnis einflößt. Die anderen kamen einigermassen glimpflich davon. In weitem Umkreise ist aber noch eine große Anzahl anderer Personen verletzt worden, doch sämtlich leicht. Dagegen ist der Materialschaden beträchtlich. In Nazareth hatten sich viele Arbeiter der Leinenweberei Sapopemba Hütten errichtet, die sämtlich zerstört oder wenigstens schwer beschädigt wurden. In Deodoro, der Kasernenstadt, der Arbeiter-Wohnkolonie blieb kaum eine Fensterscheibe ganz. Verschiedene Gebäude erhielten Risse, so die Weberei in der Rua 2 de Abril in Deodoro und Häuser in Jacarepaguá, Rio das

Pedras, Cascaduras; anderen wurde das Dach abgedeckt, so der Bäckerei Freitas & Irmão und der Kolonialwarenhandlung Ribeiro & Co. in Deodoro. Nach der Explosion brach in dem den Schuppen benachbarten Walde Feuer aus, das von den Pionieren gelöscht wurde.

Ein mysteriöser Fall. Am Faschingsmontag kamen hier aus Porto Novo da Cunha im Staate Minas drei Einwohner jener Ortschaft an, um Geschäfte zu erledigen und gleichzeitig sich den Karneval ein wenig anzusehen. Es waren der Schuhmacher Francisco Fernandes Cerdeira und seine Freunde Antonio Meirelles und Newton Brasilhiere. Cerdeira hatte außer anderem Gelde 680 Milreis bei sich, mit denen er eine Zahlung bei der Firma Santos Costa & Co. in der Rua São Pedro erledigen wollte. Er ist seit jener Zeit verschwunden. Seine Frau, Amelia Alves Cerdeira, soll eine große Schönheit sein und wurde deshalb von den Don Juans von Porto Novo da Cunha unaufhörlich mit Anträgen verfolgt. Die eifrigsten Liebhaber waren gerade Antonio Meirelles und Newton. Die Frau, die sich auf nichts einließ, vermutet nun, daß ihr Mann, der etwas kränklich war, einem Verbrechen zum Opfer gefallen sein könnte und daß ihre beiden Verehrer der Tat nicht fern ständen. Sie erstattete deshalb Anzeige bei der dortigen Polizei, die sich an Herrn Belisario Tavora mit der Bitte wandte, nach dem Verbleib Cerdeiras zu forschen. Unsere Polizei hat nun einige Kriminalagenten auf die Fährte des Verschwundenen gesetzt; aber nach ihren sonstigen Leistungen darf man nicht allzu viele Zuversicht auf Erfolg hegen.

Der erste Schritt auf der Bahn des Verbrechens hat dem 22-jährigen Neger Francisco Honorato Nunes das Leben gekostet. Er hatte Angelina Maria dos Anjos aus der Rua Coronel Figueira de Mello um 100 Milreis bestohlen und war deshalb verhaftet worden. Als er nach Aufnahme des Tatbestandes in das Haftlokal des 10. Polizeidistriktes abgeführt werden sollte, tötete er sich durch einen Schuß in die Stirn.

Unterdrückung des Schmuggels. Der Finanzminister hat den Dienst zur Bekämpfung des Schmuggels an der Grenze von Rio Grande do Sul neu organisiert. Unter Leitung eines Direktors, der den Titel Spezialdelegat führt, werden in Zukunft ein Sekretär, zwei Kanzleibeamte, fünf Abteilungschefs, zehn Assistenten und 450 Zollwächter tätig sein. Die Personalausgaben belaufen sich auf ... 784:320\$000 und die Materialausgaben auf ... 55:680\$000 jährlich. Bislang hat die in kleinerem Umfange vorgenommene Aktion zur Bekämpfung des Schmuggels sich bewährt und den Schmugglern an der Südgrenze schwer zu schaffen gemacht. Hoffentlich bedeutet die Reorganisation in diesem Falle nicht, wie so oft bei uns, eine Verschlechterung, sondern eine Verbesserung. Dann sind die mehr als 800 Contos, die der Dienst dem Fiskus verursacht, durch erhöhte Zolleinnahmen leicht wieder einzubringen.

Propaganda gegen Brasilien. Die landessprachliche Presse befaßt sich wieder sehr ausführlich mit der Kampagne, die in Spanien gegen unser Land im Gange ist. Die meisten Zeitungen kommen zu dem annehmbaren Schluß, daß hinter dieser Propaganda unsere lebenswürdigen Nachbarn von der anderen Seite des La Plata stecken. In dieser Hinsicht gleicht Brasilien Deutschland. Beide Länder haben Nachbarn, die ihnen nicht wohlgesinnt und die in ihren Mitteln nicht wählerisch sind. Wie die französischen und englischen Quellen über Deutschland alles schlechte berichten, so berichten auch die Argentinier wieder über Brasilien. Und da-

Die jüngste Staatshauptstadt.

(Original-Berichterstattung.)

Bello Horizonte, Mitte Febr.

Schon lange vor Gründung der Republik beschäftigte man sich in Minas Geraes sehr lebhaft mit der Lösung der von Jahr zu Jahr brennender gewordenen Frage der Verlegung der Hauptstadt bzw. des Baues einer neuen Kapitale. Das alte, an historischen Erinnerungen und geheiligten Traditionen so reiche Ouro Preto lag zu sehr abseits von der großen und damals noch erstklassigen Hauptverkehrsarterie Mittelbrasiliens, der Zentral-, oder wie sie damals hieß, D. Pedro II.-Bahn. Außerdem schloß die topographische Lage Ouro Pretos so ziemlich jede Expansion aus. Es war verurteilt, im stillen Selbstgenügen stationär zu verharren und paßte deshalb nicht mehr in die neue, auch im sonst bedächtigen Schrittes wandernde Minas restlos eilende Zeit. Von dem betriebsamen und wirtschaftlich wie intellektuell ziemlich fortgeschrittenen Südminas, vom Triangulo lag Ouro Preto Tagereisen weit entfernt und man konnte beispielsweise von Uberaba vor Schaffung der heutigen leidlich guten Bahnverbindungen über São Paulo und Santos leichter und schneller, mindestens aber noch viel bequemer nach Europa gelangen, als in die Hauptstadt der Provinz, die aus diesem Grunde sehr zum Nachteil der Entwicklung des Wirtschafts- und Geisteslebens nur in ganz lockerem Zusammenhange mit dem bevölkersteten und fortgeschrittensten Teile des Territoriums stand.

Die Verlegung der Hauptstadt war eine Naturnotwendigkeit, die auch schließlich selbst von den konservativsten Mineiros erkannt wurde. Zu dieser Erkenntnis kam man freilich erst nach Ausübung eines mehr kräftigen als leisen Druckes von seiten der Triangulo-Mineiros. Nach der Proklamation der Republik war in diese behäbigen, schwerfälligen und in stoischem Gleichmut dahinlebenden Viehzüchter etwas vom rebellischen Geiste ihres Landsmannes Tiradentes gefahren. Man machte in Uberaba und anderen Orten lebhaft Propaganda für die Lostrennung des Triangulo und entweder Bildung eines eigenen Staates oder Anschluß an São Paulo. Die Ventilierung der Frage des Anschlusses an den Kaffeestaat war um so verständlicher, als die gesamten wirtschaftlichen Interessen des Triangulo nach São Paulo gravitieren und in den Adern der Triangulo-Mineiros nachweislich Bandeirantesblut fließt. Den hauptsächlichsten und stichhaltigsten Grund der Agitation für die Separationsidee lieferte das Abwegensein der Hauptstadt. Die Furcht vor einer eventuellen Lostrennung des Triangulo brachte die Frage der Verlegung der Hauptstadt mehr und rascher in Fluß als alle Nützlichkeitsrückichten zusammengenommen. Schließlich verstummte jede Opposition und so konnte man unter der Regierung Affonso Pennas — wenn ich nicht irre, war Penna der erste Staatspräsident unter konstitutionellem Regime — der Lösung des Problems ernstlich näher treten.

Damit ging es nun freilich nicht so rasch vorwärts, als man sich im allgemeinen vorgestellt hatte. Ueber die Entscheidung der Frage: Verlegung der Kapitale nach einer anderen größeren Stadt oder Bau einer neuen Hauptstadt, entspann sich eine sehr lebhaft und manchmal scharf aufeinanderplatzende Diskussion. Die aufstrebende Handels- und Industriestadt Juiz de Fora suchte zunächst für sich das Recht in Anspruch zu nehmen, als Kapitale erkorren zu werden. Barbacena, São João del Rey und so und so viele andere Ortschaften, selbst das weltentlegene Nest Pirapora machten Juiz de Fora das

Recht streitig. Es erschien kaum möglich, einen gangbaren Ausweg aus dem Chaos des Widerstreites lokaler Interessen zu finden und lange Zeit tobte der Kampf hin und her. Man konnte ihn nur beenden, indem man die Idee der Verlegung aufgab und ihr die des Baues einer neuen Hauptstadt substituierte. Damit war der gordische Knoten wohl durchhauen, aber es türmten sich sofort neue Schwierigkeiten. Die Wahl der Gegend machte den guten Mineiros schwere Qual. Nur darüber war man sich völlig einig, daß die neue Hauptstadt möglichst im Zentrum des bereits der Kultur erschlossenen Gebietes und nicht zu entfernt von den großen Bahnlinien erbaut werden müsse. Im übrigen machte aber die Entscheidung über die Ortsfrage nicht minder großes Kopfzerbrechen als früher die Entscheidung über den Streitpunkt: Verlegung oder Bau einer neuen Hauptstadt. Man bot ein ganzes Heer von Geographen, Geologen und Ingenieuren bei der Suche nach dem Stein der Weisen, nach „Gegend“ auf. Projekte auf Projekte tauchten auf und wurden wieder verworfen, alle Werke geographischer Forschung mit sonst seltenem Eifer studiert, aber die Erleuchtung wollte nicht kommen, bis die Nomenklatur auf die richtige Spur half.

Die ersten Ansiedler und ganz besonders die von São Paulo gekommenen hatten für die Natur weit mehr Sinn und Verständnis als die anderen Brasilianer und sie wußten bei der Namengebung ihre Eindrücke vortrefflich an den Tag zu legen. Hervorragende Naturfreunde und -Vehrerer müssen nun die Kolonisten gewesen sein, welche das Schicksal in die gebirgige Hochlandsregion zwischen dem Oberläufe der Flüsse Velhas und Parnapeba verschlug. Sie nannten sie sehr bezeichnend Bello Horizonte. Dieser Name klang den Suchenden wie eine Art Verheißung bzw. Erlösung aus schwerer Not und Pein in den Ohren. Sie kamen, sahen und riefen einstimmig Eureka! Eureka! riefen dann auch die Herren vom grünen Tische in Ouro Preto, als ihnen der enthusiastische Bericht der Studienkommission zu Gesicht kam und Eureka! hallte es später im Kongreßgebäude wider, als er den *pates conscripti* zur Beschlußfassung unterbreitet wurde. In der Tat kann für eine Binnenhauptstadt kaum eine geeigneterere Lage gefunden werden. Ich habe vor einigen Tagen kurz vor Sonnenuntergang einen Ausflug in die nahen Berge, in die Gegend gemacht, die treffend *Acaba o mundo* genannt wird. Man genießt von hier einen wunderbaren Fernblick. In sanften Wellenlinien heben sich die Gebirgszüge vom weiten Horizont ab. Entrückten Blickes nimmt man das herrliche Landschaftsbild in sich auf. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergolden die unendlich in der Weite sich dehrenden Felsenkämme. Plötzlich sind sie in feuriges Rot getaucht, der Sonnenball versinkt allmählich im Westen hinter der höchsten Gebirgswelle. „Que bello horizonte!“ ruft man unwillkürlich aus. Es ist Nacht. Unten im Talkessel, in der jüngsten Staatshauptstadt, blitzt es mit einem Male märchenhaft auf: die schnurgeraden breiten Avenuen und Straßen erstrahlen im Glanze tausender und aber tausender elektrischer Glühbirnen. Wie goldene Schüre ziehen sich die Flammenreihen längs der Alleen — alle Straßen sind mit Bäumen bepflanzt — hin. Grün und Gold. Die Farben des Nationalbanners in von Natur und Kunst harmonisch hervorgezauberter leuchtender Schönheit.

Nachdem endgültig die Gegend von Bello Horizonte, wo seinerzeit nur wenige armselige Caipira-Ranchos standen, für den Bau der neuen Hauptstadt gewählt war und der Kongreß die nötigen Mittel für die Vorarbeiten bewilligt hatte, wurde mit diesen auch alsbald begonnen. Man entwarf einen all-

gemeinen Bebauungsplan, enteignete das Gelände, steckte Straßen und Plätze ab und begann zu nivellieren. Das Nivellieren war keine leichte Arbeit, denn topographisch gleicht das Terrain dem, auf welchem sich unsere stolze Paulicéa erhebt, wie ein Ei dem anderen. Wenn man heute das fertige Werk — fertig, soweit die innere Stadt in Betracht kommt — sieht, macht man sich kaum einen rechten Begriff von den großen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren. Es galt vor allen Dingen einen Fluß, der ungefähr an unserm Tamanduatehy erinnert und der ein gar wilder ungestümer Bursche war, zu regulieren und in die Fesseln geordneter Verhältnisse zu zwingen.

Der Plan der neuen Hauptstadt kann als ein Meisterwerk moderner Stadtbautechnik bezeichnet werden. Die Hauptstraßen, 40 Meter breite Avenuen, kreuzen sich rechtwinkelig. Die Nebenstraßen laufen den Avenuen nicht parallel, sondern führen in schräger Richtung zu ihnen. Die Stadt entwickelt sich vom Bahnhof aus, ähnlich wie Rio Claro. Es muß hier eingeschaltet werden, daß Bello Horizonte ca. 15 Kilometer von der Hauptstrecke der Zentralbahn entfernt liegt. Es mußte von dieser eine Zweiglinie gebaut werden, deren Anfangsstation General Carneiro unweit des durch die Revista „A Capital Federal“ berühmt gewordenen São João de Sabará ist.

Der Bahnhof, der einen ähnlichen Eindruck macht wie ein deutsches kleinstädtisches Rathaus und in ziemlich bescheidenen Dimensionen gehalten ist, viel zu bescheiden für die heutige wirtschaftliche Bedeutung der Stadt, liegt auf 836 Meter Höhe über dem Meere, also so ziemlich auf der gleichen Höhe mit unserer Avenida Paulista. Vor dem Bahnhofs liegt auf der Stadtseite ein großer öffentlicher, aber schlecht gehaltener Garten. Durch diesen führt die Hauptzugangsstraße, die Avenida do Commercio. Bei der Namengebung mag den Erbauern der Stadt vorgeschwebt haben, daß sich in der Straße der Handel konzentrieren würde. Es ist aber anders gekommen. Die Avenue ist kommerziell unbedeutend und verdient ihren Namen in keiner Weise. Als Geschäftsstraße kann einzig und allein die vornehme Avenida Affonso Penna, die Hauptverkehrsarterie, bezeichnet werden und allenfalls die Rua da Bahia, wengleich in allen Straßen des unteren Stadtteils Geschäfte etabliert sind. Geschäfte nach paulistaner Art darf man sich darunter freilich nicht vorstellen, wie man denn überhaupt im Minenstaat das Wirtschaftsleben nicht am großzügigen Maßstabe des paulistaner messen darf. In Minas ist alles bescheiden und noch ziemlich unverfälscht brasilianisch. Der große Stil des Lebens, wie er in São Paulo immer mehr in die Erscheinung tritt, ist hier nur vom Hörensagen bekannt. Alles ist spießbürgerlich kleinlich, ungefähr wie in Botucatu oder in Baurú.

Bello Horizonte ist jetzt ca. fünfzehn Jahre alt. Daß man hinsichtlich der topographischen Lage keine schlechte Wahl getroffen und der Bau einer neuen Hauptstadt zeitgemäß war, beweist am besten die Tatsache, daß Bello Horizonte heute mindestens 40.000 Einwohner zählt. Die natürlich stark lokalpatriotisch angehauchten Hauptstädter geben die Einwohnerzahl gewöhnlich mit 45 bis 50.000 an. 45.000 könnte annähernd stimmen, aber 50.000 erscheint mir zu hoch gegriffen. Von 0 auf 45.000 in fünfzehn Jahren stellt eine wahrhaft amerikanische Entwicklung dar, eine Entwicklung, wie sie in so enormer Progression in Brasilien nur die Paulicéa aufweist. Freilich ist davon ein großer Teil auf das Konto der behördlichen Initiative zu setzen. Im Staate Minas, wo sich noch am wenigsten fremde Einflüsse geltend machen und die Bevölkerung

noch ganz überwiegend national ist, sind die Zustände im großen und ganzen ziemlich patriarchalisch. Die Regierung gilt als eine Art Vorsehung. Sie gefällt sich auch offensichtlich in dieser Rolle und sie weiß sie in einigermaßen befriedigender Weise den bescheidenen lokalen Verhältnissen angemessen zu spielen.

Beim Bau der neuen Hauptstadt mußte natürlich in erster Linie Fürsorge für die Unterbringung der Behörden, des Beamtenheeres, der Schulen usw. getroffen, es mußte vor allen Dingen auch ein Spital gebaut werden. Architekten, Bauunternehmern und Bauhandwerkern eröffnete sich eine glänzende Perspektive. An gutem Baumaterial war mit einziger Ausnahme des Holzes in der Umgebung kein Mangel. Granit und Kies gibt es in Hülle und Fülle, Kalk wird weit und breit in der Gegend, wo Kalksteinformation vorherrschend ist, gebrannt, guter Ton für die Backstein- und Ziegelfabrikation ist an vielen Stellen vorhanden.

Die öffentlichen Gebäude sind ziemlich groß veranlagt, ihre innere Einrichtung mag auch einigermaßen praktisch sein, sie zeichnen sich aber in keiner Weise architektonisch aus und sind so stillos wie möglich. Die Lage ist im allgemeinen sehr gut gewählt. Der Präsidentenpalast, die Sekretariate des Ackerbaues, der Finanzen und des Innern, das Polizeigebäude und die Kammergebäude liegen um einen Square, die mit Gartenanlagen geschmückte Praça da Liberdade herum auf einer die Stadt dominierenden Anhöhe. Die architektonisch hervorragendsten öffentlichen Gebäude sind der Justizpalast und das Postamt. Sie liegen beide an der Avenida Affonso Penna. Zu erwähnen sind noch die Hauptkathedrale in arabisch-türkischem Stil, das Stadttheater und die Polizeikaserne. An bedeutenden Privatgebäuden ist kein Mangel und es befinden sich unter ihnen viele, die sich wohl in São Paulo sehen lassen können. Die meisten Häuser bestehen freilich nur aus dem Erdgeschoß. Was Bello Horizonte ein eigenartiges Gepräge verleiht, ist seine Neuheit bzw. seine Halfertigkeit, und darin erinnert es lebhaft an die neuen Stadtteile von São Paulo.

Die Wasserversorgung ist tadellos und das Wasser von ausgezeichneter Beschaffenheit. Hier wie anderswo hat man auch den Fehler begangen, die Leitungsanlage zu klein zu bemessen und man wird schon in einigen Jahren zu einer Vergrößerung genötigt sein. Die Kanalisation ist einwandfrei ausgeführt, die elektrische Beleuchtung wäre gut, wenn sie nicht so häufig versagte und die Kerzenstärke der Flammen vermehrt würde, dazu reicht aber die im Elektrizitätswerke erzeugte Kraft bei weitem nicht aus, zumal das Werk auch noch die für den Straßenbahnbetrieb benötigte Kraft zu liefern und damit mehrere gewerbliche Etablissements zu versorgen hat. Um den häufigen Unterbrechungen der elektrischen Stromzuleitung ein paroli zu bieten, ist ein Reservewerk mit Gasmotoren-Antrieb errichtet worden. Diese Anlage verdient, daß ich mich mit ihr etwas ausführlicher beschäftige. Sie ist gemeinschaftlich von den Siemens-Schuckert-Werken und der Gasmotorenfabrik Deutz, die beide in Bello Horizonte Agenturen besitzen, erstellt worden. Die Dynamos sind direkt mit den Antriebsmotoren — Sauggasmotoren — verkuppelt und das Etablissement funktioniert wie ein Uhrwerk. Die Sauggas-Anlage ist die größte ihrer Art in Brasilien. Sie produziert über 500 PS. zu einem vielleicht ebenso niedrigem Preise wie der Hydromotor des Haupt-Elektrizitätswerkes. Dabei beträgt die Fracht für die Tonne Kohlen von Rio nach Bello Horizonte ca. 8 Milreis! Das Werk ist ein leuchtendes Denkmal deutschen Maschinenbaues und stellt zugleich dem Geschäftsgeiste der leitenden Persönlichkeiten der Zweignie-

derlassungen von Siemens-Schuckert und Gasmotorenfabrik Deutz ein glänzendes Zeugnis aus. Eine andere Anlage, allerdings in viel kleinerem Maßstabe, haben die beiden großen Unternehmen für die Stadt Sete Lagoas, die weiter landeinwärts liegt, geliefert, außerdem sind im Staate noch eine ganze Anzahl kleinerer Sauggasmotoren in Betrieb, überhaupt hat die deutsche Industrie im Staate Minas schon überall festen Fuß gefaßt. So sind beispielsweise auch die eleganten Bedürfnisanstalten in der Hauptstadt von einer deutschen Fabrik durch Vermittlung der Firma Hermann Stoltz & Co. geliefert worden.

Das geschäftliche Leben steckt in Bello Horizonte noch ziemlich in den Kinderschuhen und wird nahezu ganz von Rio de Janeiro beherrscht. Es konzentriert sich in der Hauptsache auf den Detailhandel und die Deckung des Lokalkonsums. Der Großhandel beschränkt sich auf Landesprodukte und einige Import-Stapelartikel. Erfreulich ist es, daß hier, so weit von der Küste entfernt, die deutsche Maschinenindustrie so glänzend vertreten ist. Wie bereits erwähnt, unterhalten Siemens-Schuckert und Gasmotorenfabrik Deutz eigene Agenturen. Vertreten sind außerdem noch die Maschinen-Importfirmen Bromberg & Co. und Arens & Co.; Herm. Stoltz & Co. haben ebenfalls eine Agentur, die sich hauptsächlich auch auf den Maschinenvertrieb verlegt.

Die deutsche Kolonie ist klein, sie ersetzt aber reichlich durch Qualität, was ihr an Quantität abgeht. Die hier ansässigen Oesterreicher rechne ich ohne weiteres mit zur deutschen Kolonie, zumal sie selbst ihre Zugehörigkeit betonen. Mit den meisten Herren habe ich Bekanntschaft geschlossen. Die Mehrzahl der Mitglieder der Kolonie befindet sich in sehr ansehnlichen gesellschaftlichen Stellungen. Ein Deutschbrasilianer, Herr v. Sperling, ist Regierungsingenieur, Herr Dr. Schäfer, ein Chemiker, wirkt im städtischen Krankenhause; Herr Dr. Haberbefeld ist ein geschätzter Arzt; Herr Thieme ist Besitzer einer gutgehenden Brauerei nach obergärrigem System; Herr Bär, der früher in São Paulo war und vielen der dortigen Leser der „Deutschen Zeitung“ persönlich bekannt ist, leitet eine Brauerei nach untergärrigem System, Cervejaria Rhenania, deren Besitzer ein Italiener ist; Herr Griese, der einer alten Familie in Juiz de Fora entstammt und einen Bruder in São Paulo hat, ist Ingenieur und leitet die Agentur der Gasmotorenfabrik Deutz unter Assistenz des Herrn Katschmann; Herr Branneck, ein Wiener, ist Subagent des Banco Hypothecario e Agriola do Estado de Minas; Herr Schinnig, ein anderer Oesterreicher, ist Besitzer der größten Bäckerei am Platze, die täglich 30 Sack Mehl verarbeitet; ein älterer deutscher Herr, dessen Name mir entfallen ist, ist als Photograph und Inhaber des beden-

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter

Tägliche Erzeugung 3500 Dtz. Bestecke

Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber

Eigene Niederlagen in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern, Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken!



A. KRUPP  BERNDORF
für Alpaca-Silber I



für Alpaca-Silber II

OSO  BM
für Alpaca

tendsten photographischen Ateliers eine stadtbekannteste Persönlichkeit; Herr Hinrichsen ist Obermaschinist des Reserve-Elektrizitätswerkes. Ein Deutscher, dem Dialekt nach ein Sachse, ist Besitzer eines Automobils und der beste Fahrer in Bello Horizonte. Ferner gibt es noch mehrere deutsche Handwerker.

Ein sehr unternehmender Mann ist Herr Griese. Er hat in Bello Horizonte eine Eisfabrik errichtet, die dieser Tage in Betrieb gesetzt wird, und die Initiative zum Bau einer größeren Brauerei nach untergärigem System in Barbacena ergriffen. Er ist an dem Unternehmen mit beträchtlichem Kapital beteiligt.

Ich habe mit Befriedigung konstatiert, daß die paulistaner Industrie sich in Bello Horizonte vorzüglich eingeführt hat. Man trinkt mit Vorliebe Anarctica-Bier, die ganze Bevölkerung trägt paulistaner Schuhzeug und wäscht sich mit paulistaner Seife.

Aus aller Welt.

Eine Prinzenaffäre an der Münchener Universität. Wie der „B. Z.“ aus München gemeldet wird, gibt es an der dortigen Universität eine peinliche Affäre. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern, der Spezialarzt für Chirurgie ist, übt, wie seinerzeit Herzog Theodor in Bayern, der Augenarzt war, die ärztliche Praxis aus und findet schon deswegen viel Zulauf, da der Prinz nicht nur kein Honorar verlangt, sondern den Patienten Verbandmaterial, Arzneien und auch bares Geld schenkt. So kommt es, daß es Leute gibt, die sogar Krankheit vorschützen, um von dem prinzlichen Arzt ein Geschenk zu erhalten. Die Ordination hat bisher im Palais des Prinzen stattgefunden, doch sind die Räume für den Andrang bereits klein. Infolgedessen wurde auf Anordnung des Kultusministeriums in einem der Münchener Universität gehörigen Gebäude eine Reihe von Räumen dem Prinzen zur Verfügung gestellt. Die medizinische Fakultät widersetzte sich dieser Anordnung, weil der Prinz nur praktischer Arzt, aber kein Universitätslehrer sei.

Konkurs des Direktors der Grazer Theater. Aus Graz wird berichtet: Der Direktor der Grazer städtischen Theater Grävenberg hat um die Verhängung des Konkurses über seine Vermögen angesucht. In der letzten Zeit waren Verhandlungen mit der Gemeinde geführt worden, um eine Sanierung der trostlosen finanziellen Verhältnisse herbeizuführen; die Verhandlungen wurden jedoch ohne Resultat abgebrochen. Die Höhe der Passiven ist noch nicht festgestellt. Der Betrieb der Theater wird von der Gemeinde in eigene Regie übernommen und zu deren Leiter vermutlich Direktor Grävenberg bestellt werden.

Schwerer Unfall beim Stapellauf. Aus Rom wird gemeldet: Kürzlich sollte in der Neapler Werfte Pattison ein Hochseeboot vom Stapel gehen und während die Arbeiter mit den Arbeiten dazu beschäftigt waren, legte sich der Schiffskörper plötzlich nach rechts und begrub vier Arbeiter. Einer wurde durch einen Schraubenflügel getötet, drei andere schwer verletzt.

Dammbruch bei Gablonz. Aus Gablonz (Böhmen) wird telegraphiert: Infolge der herrschenden großen Kälte ist nachts der Damm des sogenannten Hillebrandteiches geborsten und der Inhalt des Teiches, zirka 20.000 Kubikmeter Wasser, ergoß sich über die umliegenden Gassen und Plätze und

den Bahnhof, wobei viele Häuser überschwenmt wurden. Viele der Insassen mußten noch nachts bei dem herrschenden strengen Froste flüchten. Mehrere Scheunen wurden von der großen Wassermenge mitgerissen, eine beträchtliche Anzahl von Kleinvieh ist zugrunde gegangen. Menschenleben sind glücklicherweise nicht zu beklagen.

Kapellmeister Guarneri kontraktbrüchig. Wie verlautet, erhielt Direktor Gregor vom Rechtsfreunde des Kapellmeisters Guarneri die Mitteilung, daß Kapellmeister Antonio Guarneri wahrscheinlich nach Südamerika abgereist ist. Guarneri ist demnach kontraktbrüchig geworden, da sein sechsjähriger Vertrag, der am 1. September 1912 begann, erst am 1. September 1918 ablaufen würde. Guarneri schuldet der Direktion des Wiener Hofoperntheaters einen größeren Vorschuß. Guarneri äußerte schon längere Zeit Unzufriedenheit mit seiner Beschäftigung im Hofoperntheater und wollte seinen Vertrag lösen. Er wurde vor einem Jahre von Direktor Gregor von einer italienischen Bühne ans Wiener Hofoperntheater berufen. Hier dirigierte er einige italienische Opern und leitete auch die Neustudierung der „Bohème“.

Das neue Wohnschiff des deutschen Kaisers bei der Hochseeflotte. Der Kaiser hat den neuen Turbinen-Dreadnought „Kaiser“ als sein neues Wohnschiff bei der Hochseeflotte bestimmt. Zurzeit ist der „Kaiser“ das Flaggschiff der 5. Division. Die bisherigen drei Wohnschiffe des Kaisers vom Anfang der neunziger Jahre ab, die Panzer „Kurfürst Friedrich Wilhelm“, „Kaiser Wilhelm II.“ und „Deutschland“, waren sämtlich Flottenflaggschiffe.

Prinzentaufe in Bukarest. Aus Bukarest wird berichtet: Am 2. Februar, 5 Uhr nachmittags, fand im königlichen Schloß die Taufe des jüngsten Sohnes des Thronfolgers Prinzen Mircea statt. Prinz Eitel Friedrich von Preußen war aus diesem Anlaß als Vertreter des deutschen Kaisers schon am 1. Februar abends hier angekommen und am Bahnhof dem König, dem Erbprinzen, den Mitgliedern der Regierung und dem deutschen Gesandten empfangen worden. Im königlichen Palais fand dann ein Familiendiner statt. Der Tauffeier wohnten die Mitglieder der königlichen Familie mit Ausnahme der Erbprinzessin, welche noch bettlägerig ist, die Mitglieder des diplomatischen Korps, die Mitglieder des Kabinetts sowie zahlreiche hohe Zivil- und Militärfunctionäre bei König Karol, Prinz Eitel Friedrich und die Fürstin von Wied hielten den Täufling über das Taufbecken. Abends fand auf der deutschen Gesandtschaft ein Galadiner statt, welchem Prinz Eitel Friedrich und Erbprinz Ferdinand beiwohnten. König Karol verlieh dem Prinzen Eitel Friedrich das Collier des Ordens Karls I., dem Generalobersten v. Plessen das Großkreuz dieses Ordens, ferner den übrigen Herren des Gefolges des Prinzen Eitel Friedrich verschiedene Ordenauszeichnungen und dem deutschen Gesandten v. Waldthausen das Großkreuz des Kronenordens.

Ein Hauptmann gemäßregelt. In Stettin ist der Hauptmann Hirsekorn von dem dort garnisonierenden pommerschen Pionier-Bataillon Nr. 2 schwer gemäßregelt worden. Hauptmann Hirsekorn wurde wegen wissentlich falscher Anschuldigung zu zwei Monaten Gefängnis und Entlassung aus dem Heeresverband verurteilt.

Ein Museum des Weines. Aus Paris wird berichtet: Die Stadtverwaltung von Beaune, der gelobten Stadt der herrlichen Burgunderweine, hat jetzt einen Plan genehmigt, dessen Ausführung die Welt um ein einzigartiges Museum bereichern wird: um ein Museum des Weines und speziell des Burgun-

derweines. Mit der Geschichte der Stadt Beaune ist der Siegeszug des Burgunders unauflöslich verknüpft, und noch heute ist die Stadt das Eldorado aller Kenner und Fachleute, die für einen Tropfen echten edlen Burgundersaftes Verständnis haben. Das Museum wird voraussichtlich nicht nur einen historischen Ueberblick über die Truimphe des burgundischen Weinbaues geben, sondern auch ein anschauliches Bild von der speziell in burgundischen Landen so hoehentwickelten Kunst der Weinzüchtung und der Weinveredelung.

„Ravensberger Pilsener“. Der Halbtonatsschrift „Der Pilsener Bierbrauer“ entnehmen wir die folgende Notiz: „Echt Ravensberger Pilsener“. Der Unfug des Mißbrauches der Bezeichnung „Pilsener Bier“ wird jetzt in Deutschland geahndet und wird, wenn die Verfolgung kontinuierlich durchgeführt wird, zweifellos eingedämmt werden. Der Restaurateur Joseph Hecht in Bonn, der auf seinem Aushängeschild die Aufschrift „Echt Pilsener“ führte und überhaupt kein Pilsener, sondern Ravensberger Bier schänkte, wurde zu einer Geldstrafe von 150 Mark verurteilt.

Diamantenschmuggel nach Amerika. Bei der Entdeckung einer beschädigten Postsendung, die von Amsterdam nach New York geschickt worden war, kam man einem Diamantenschmuggel auf die Spur. In dem Hohlraum eines Bilderrahmens fand ein Postbeamter Diamanten im Werte von 20.000 Kronen. Der Diamantenhändler Green, an den die Sendung adressiert war, wurde verhaftet. In seinem Bureau fanden sich geschmuggelte Diamanten im Werte von 60.000 Kronen, die von der Polizei beschlagnahmt wurden.

Ein achtjähriger Totschläger. In einer Tanyaschule bei Szegedin (Ungarn) erstach der achtjährige Schüler Andreas Bedanyi seinen Mitschüler Josef Szöke, da ihm dieser zwei Heller, die er sich ausgeborgt hatte, nicht zurückgeben wollte.

Eine sterbende deutsche Seefischerflotte. Mit Beginn der Winterfangzeit sind aus der vielgenannten Finkenwälder Hochsee-Fischerflotte wieder mehrere Fahrzeuge ausgeschieden, die abgewrackt werden sollen. Damit ist die Zahl der zur Finkenwälder Seefischerflotte gehörenden Hochsee-Segelfischerfahrzeuge auf 70 gesunken. Vor etwa zwanzig Jahren umfaßte diese Flotte noch rund 180 Hochsee-Fischerfahrzeuge. Die weitaus größte Zahl ist den Wellen zum Opfer gefallen. Mit der ganzen Besatzung sind sie in der See verschollen, und die Zahl der Toten wird mit rund dreihundert angegeben. Das letztere schwere Unglück traf die Flotte im Winter 1909, da acht Fahrzeuge mit 29 in See geblieben sind. Seit dieser Zeit sind die Finkenwälder glücklicher gefahren, dafür aber hatten sie nun mit der allgemeinen wirtschaftlichen Lage in der Seefischerei schwer zu kämpfen, die den Uebergang zum Motorbetrieb fordert. Ein Kutter nach dem andern, der alt und reparaturbedürftig war, wurde zum Abwracken verkauft und Neubauten sind schon seit langen Jahren nicht mehr entstanden. Schon sind wieder eine Anzahl Fahrzeuge auf dem Aussterbeetat. In nicht ferner Zeit wird die einst so stolze Finkenwälder Seefischerflotte auf einen kleinen Rest zusammengesumolzen sein.

Gattenmord. Der seit einigen Jahren von seiner Frau getrennt lebende 61 Jahre alte Kammermusiker Schultze, der aus Amerika zurückgekehrt war, drang in Wiesbaden in die Wohnung seiner Frau und erschloß diese und sich selbst.

Kampf mit einem Deserteur. Ein Kampf hat in den Straßen von Kiew zwischen Soldaten und einem Deserteur stattgefunden. Der Deserteur

verschanzte sich in einem Hause, aus dem er auf die Soldaten schoß, wobei er einen Hauptmann, mehrere Unteroffiziere und zwei Soldaten tödlich verletzte. Schließlich gelang es einem Offizier, den Deserteur durch einen Schuß in den Kopf zu töten.

Bestellungen der österr.-ung. Kriegsmarine im Ausland. Für die österreichisch-ungarische Kriegsmarine ist kürzlich ein Schwimmdock von 40.000 Tonnen Hebekraft bei Blohm und Voß in Hamburg bestellt worden. Fünf Unterseeboote wurden bei der Germania-Werfte in Kiel in Auftrag gegeben.

Tod des Generals Coligny auf einem Maskenball. Im Kommunaltheater in Brescia (Italien) ereignete sich während eines Maskenballes ein aufregender Vorfall. Ein Herr stürzte, als er mit einer Maske promenierte, plötzlich zusammen und war in wenigen Augenblicken tot. Er wurde als der französische General Conte de Coligny identifiziert. Er war ein Nachkomme des berühmten Gaspard de Coligny, der einer der hervorragendsten Hugonottenführer war.

Der Moskauer Multimillionär Lasareff hat aus Anlaß des 300jährigen Regierungsjubiläums der Dynastie Romanow einen Preis von 100.000 Rubel für den besten russischen Ueberlandflieger ausgesetzt. Verlangt wird ein Flug von Petersburg nach Moskau und zurück an einem Tage. Die Luftlinie beträgt 1300 Kilometer.

Die Tragödie eines Vaters. Man meldet aus Budapest: Dem Schuldiener der Bürgerschule der israelitischen Kultusgemeinde Belau Neu war im vorigen Jahre ein Kind an Scharlach erkrankt und es wurde über Anordnung der Behörde ins Spital überführt. Der Vater protestierte dagegen mit dem Hinweise, daß das Kind nicht die gehörige Pflege finden werde. Das Kind wurde trotz des Protestes des Vaters in das Spital gebracht. Dort starb es. Kürzlich erkrankte ein zweites Kind des Schuldieners ebenfalls an Scharlach. Der Arzt ordnete abermals die Ueberführung an. Der Vater erklärte, sich zu töten, wenn das Kind transportiert werde. Tatsächlich wurde das Kind um 8 Uhr morgens überführt. Zwei Stunden später stürzte sich der Vater von dem zweiten Stock der Schule in den Hof. Er zog sich schwere Verletzungen zu, denen er erlag.

Unterschleife beim russischen Seezollamte. Beim russischen Seezollamte wurden große Unterschleife festgestellt, durch die Waren zollfrei von der Gutujew-Insel fortgeführt wurden. Die vorläufige Berechnung konstatiert, daß die Regierung dadurch um viele Hunderttausende Rubel geschädigt wurde. Eine umfangreiche Untersuchung wurde eingeleitet.

Kubelik will das Schloß Byehor verkaufen. Aus Prag, wird gemeldet: Einer Meldung der „Narodni Listy“ zufolge beabsichtigt der Virtuose Jean Kubelik sein Schloß Byehor, wo sich große Sammlungen befinden, zu verkaufen.

Fliegerschule. Eine Fliegerschule einzurichten, hat die Regierung von Uruguay beschlossen. Die Leitung soll dem Flieger Cattaneo übertragen werden. Die Regierung beabsichtigt, für die Armee mehrere Rumpfer-Tauben zu bestellen.

Zollerleichterungen für die Fleisch-einfuhr in Deutschland. Eine Entscheidung des Reichstags, die vom großen Publikum mit Genugtuung begrüßt wird, ist gefallen. Das Parlament nahm in dritter Lesung die Gesetzesvorlage an, welche Zollerleichterungen für die Einfuhr von ausländischem Fleisch verfügt. Die ursprünglich erteilte Erlaubnis würde mit dem kommenden 1. April erlöschen sein. Die nunmehrige Maßregel läßt die Erleichterungen weiter bestehen. Sie haben dem

Fleischmangel und der Fleischteuerung wesentlich abgeholfen, ohne daß die Landwirtschaft Nachteile davon gehabt hätte.

Aus Turmhöhe abgestürzt. Der bekannte französische Flieger Charles Gaulard wurde in Reims bei einem Fluge um die Türme der Kathedrale durch Umschlagen seines Monoplans aus einer Höhe von 240 Fuß in die Tiefe geschleudert. Er war noch am Leben, als man ihn aufhob, doch ist sein Zustand infolge der erlittenen sehr schweren Verletzungen fast hoffnungslos. Gaulard hat sein Pilotenzeugnis am 10. November 1910 erhalten.

Eine neue Ueberseelinie der Hapag. Die Hamburg-Amerika-Linie hat einem Telegramm zufolge beschlossen, zusammen mit der kanadischen, amerikanischen und japanischen Linie, für den Handelsverkehr auf dem Stillen Ozean zwischen den westlichen Häfen Nordamerikas und Ostasien einen Schnelldampferdienst einzurichten, der bald beginnen soll.

Entsetzliches Erwachen. Eine schreckliche Tragödie hat sich in der Nähe von Canfield, Ohio, (Nordamerika), beim Brande des Farnhauses von Curtis Shafer ereignet. Nur der jüngste Sohn, William Curtis, ein Knabe von zehn Jahren, wird die Katastrophe überleben. Der Vater und seine vierzehnjährige ältere Tochter Effie wurden getötet; die Mutter und die jüngere Tochter Evelyn tödlich verbrannt. Als ein wahrer Held erwies sich der Vater, den der brennende Giebel des Hauses verschüttete, als er sein letztes Kind aus den Flammen retten wollte. Shafer schloß mit dem Knaben im unteren Stockwerk und erhob sich seiner Gewohnheit gemäß um halb 6 Uhr, um Feuer zu machen. Dann ging er in den Stall, das Vieh zu füttern. Unterdessen entstand, wie, weiß niemand, Feuer im Hause. Der Knabe erwachte und lief über die schon brennende Treppe nach oben, die Mutter und die Schwestern zu wecken. Unterdessen hatte der Vater vom Stalle aus das Feuer gesehen und dessen Gefährlichkeit erkannt. Er brachte eine Leiter, stieg damit in den zweiten Stock, die Fenster zerschlagend, und trug zuerst seine Frau, dann die jüngere Tochter heraus. Als er zum dritten Male in das in hellen Flammen stehende Gebäude stieg, um auch die ältere Tochter zu holen, wurde er mit dem Kinde von dem stürzenden Dache getroffen. Die beiden geretteten Frauen haben so schwere Verwundungen erlitten, daß man nicht an ihr Aufkommen glaubt. Nur der Knabe wird mit dem Leben davonkommen.

Der Direktor des Pariser Anarchistenblattes „Idée libre Dueret“, wurde schwer verletzt in seinem Bette aufgefunden. In ein Hospital gebracht, gab er bei seiner Vernehmung an, daß die Anarchisten ihn des Verrats beschuldigt hätten; der bekannte Anarchist Lacombe drang in das Zimmer Ducrets ein, den er im Bette liegend vorfand. Er gab 5 Schüsse auf ihn ab, von denen drei in den Kopf des Direktors drangen. Lacombe ist ein seit langem von der Polizei gesuchter Bandit, der sich durch seine Mordtaten einen ähnlichen Namen gemacht hat, wie seinerzeit der so berühmte Bonnot. Dueret gestand dem Untersuchungsrichter, daß Lacombe bereits nachts in seine Wohnung eingedrungen war und ihn und seine Frau acht Stunden lang unter Todesdrohungen einem Verhör unterzogen habe, um zu ermitteln, ob er die Genossen an die Polizei verraten habe. Trotz seines entschiedenen Leugnens habe Lecombe am Morgen seinen Revolver auf ihn abgefeuert und sei dann geflüchtet.

Unfall beim Stapellauf eines Kreuzers. Der neuerbaute französische Panzerkreuzer „Francis Garnier“ ist in Cherbourg vom Stapel gelaufen. Infolge Heißlaufens der Maschinen brach im Ma-

Die besten deutschen Hausmittel

Anker-Pain-Expeller

Zuverlässigste schmerzstillende Einreibung bei Hals-, Brust- und Rückenschmerzen, Gicht, Rheumatismus, Erkältungen usw. — Ueber vierzig Jahre in allen Erdteilen mit grösstem Erfolg im Gebrauch.

Unübertroffen! Unentbehrlich!

Anker-Sarsaparillian

reinigt und erneuert das Blut. Vorzüglichstes Mittel b. Säfteentmischung, Hautausschlägen Ueberraschende Erfolge auch in veralteten Fällen Glänzende Zeugnisse!

Kongo-Pillen

bestens bewährt bei Verstopfung u. Darmträgheit. Mild abführend. Sehr leicht einzunehmen!

Echtheitlich in den Apotheken u. Drogerien.

Alleinige Fabrikanten

F. Ad. Richter & Cie, Rudolstadt (Thür.)

Bedeutendste Fabrik pharmazeutischer
!!! Spezialitäten in ganz Deutschland !!!

Weitere Verkaufsstellen werden errichtet.

Nur echt



mit Anker

schinenraum des Schiffes ein Brand aus, der die Einrichtung vernichtete. Der angerichtete Schaden ist bedeutend. Der Marinepräpekt hat sofort eine Kommission an Ort und Stelle entsandt, um die Angelegenheit zu untersuchen.

Franz Schuhmeier erschossen. In der Ausgangshalle des Wiener Nordwestbahnhofes ist am 11. Februar der sozialdemokratische Reichsratsabgeordnete Franz Schuhmeier erschossen worden. Er war aus einer Versammlung gekommen und verließ, nichts ahnend, den Zug, der spät abends von Stockerau eintrifft. In dem Raume, welcher der Zollrevisionsbank gegenüberliegt, trat ein Mann auf ihn zu, erhob einen Revolver, drückte los, und im nächsten Augenblick sank das Opfer stumm zu Boden. Der Attentäter, dessen traurige und unselige Tat überall Entrüstung auslösen wird, ist ein Bruder des christlichsozialen Landtagsabgeordneten und Gemeinderates Kunsehak. Man erzählt, daß er den Ausruf getan habe: „Das ist meine Waffe.“ Andere glauben gehört zu haben: „Das ist meine Rache.“ Die Worte Waffe und Rache kennen wir wohl. Sie spielen im Inventar aller jener eine Rolle, die eine politische volkstümliche Mission auf sich genommen haben. Die politische Waffe und die private gehören leider auch zum Kampf, der von dumpfen Fanatikern und von Verblendeten in der ganzen Welt geführt wird. Das letzte, das unmöglichste und verabscheuungswürdigste Argument hat Schuhmeier mitten in seiner regen politischen Arbeit hinweggerafft: der Revolver eines Mannes, den politische Verblendung und private Rachsucht in gleicher Weise verwirrt haben mögen.

30.000 Bühnengehörige. Das Deutsche Theater-Adreßbuch 1912—1913, das der Deutsche Bühnenverein herausgibt, führt in diesem Jahre zum ersten Male jedes Theatermitglied, nicht nur jeden Schauspieler und Sänger, sondern auch jedes Or-

chester-, Ballett- und Chormitglied und die fest angestellten technischen Vorstände in seinem Register auf. Es gibt dadurch eine Uebersicht, wieviel Menschen an deutschen Bühnen außer den Theaterarbeitern fest angestellt sind, und es zeigt sich, daß es mehr als 30.000 Bühnengehörige gibt — die engagementslosen Schauspieler nicht eingerechnet. Die Zahl der Theater, deren Personalverzeichnisse im Deutschen Theater-Adreßbuch verzeichnet sind, ist gegen das Vorjahr wiederum vermehrt. Es sind dieses Mal 379 Wintertheater, 306 Sommerbühnen und 137 reisende Gesellschaften verzeichnet.

Ordnung muß sein. Aus Madrid wird gemeldet: Eine ungewöhnlich wohlgeordnete Kommune ist das Städtchen Inca auf den Balearen. Funktionieren doch dort selbst so schwer im Gleichgewicht zu erhaltende Einrichtungen wie Leben und Tod, Männlein und Weiblein mit streng paritätischer Genauigkeit, als ob das heikle Geschäft der Vorsehung von einem in Ehren ergrauten Kanzleirat ausgeübt würde. Das Statistische Amt berichtet nämlich von der Stadt die vielleicht einzig dastehende Tatsache, daß sie im Jahre 1912 genau 111 Knaben und 111 Mädchen in das irdische Jammertal einziehen und ebenso genau 43 Personen männlichen und 43 weiblichen Geschlechts aus ihm ausscheiden sah. Und das, nachdem schon im Jahre 1911 die Zahl der männlichen Geburten just 111, der weiblichen allerdings durch ein unbegreifliches Versehen nur 109 betragen hatte.

Unwetter in Frankreich. Das im größten Teil Westeuropas herrschende Unwetter hat auch in Frankreich großen Schaden angerichtet. Auf der Bahnlinie Charlesville—Sedan ist der Bahndamm in einer Länge von 60 Metern eingestürzt. Ein wahrer Zyklon hat das Departement Saone-et-Loire verwüstet. Alle Wiesen von St.-Mégeould stehen unter Wasser, so daß die Stadt inmitten eines Sees liegt und von der Außenwelt völlig abgeschnitten ist. Aus zahlreichen Landesteilen im Norden, Nordwesten und Westen kommt die Kunde von mehr oder minder ausgedehnten Ueberschwemmungen. In der Gegend von Sables d'Olonne ist das Meer von drei Seiten durch den Deich gebrochen und hat ausgedehnte Ländereien unter Wasser gesetzt.

Vermischtes

Ein wackerer Schneiderssohn. Aus München wird gemeldet: Der bisherige Chef der bayerischen Geheimkanzlei General der Artillerie und Generaladjutant Freiherr von Wiedenmann, den der Prinzregent Ludwig mit einem so außerordentlich ehrenden Handschreiben verabschiedete, hat von der Pike auf gedient. Er war der Sohn eines Schneidermeisters in München, hat auf dem Münchener Polytechnikum studiert und ist im Jahre 1863 freiwillig als Gemeiner in das damalige erste Artillerieregiment Prinz Luitpold eingetreten. Er wurde nach einem Jahr Korporal und hat den Feldzug 1866 als Unterleutnant mitgemacht. Im deutsch-französischen Kriege hat er mit der Batterie Olivier an einem schweren Kampf an der Loire mit großer Tapferkeit teilgenommen. Bei Chateaudun am 18. Oktober 1870 war es, als er im kritischen Augenblick mit seinem Geschütz allein voranfuhr, selbst, nachdem sein Pferd unter ihm erschossen war und der größte Teil der Bedienungsmannschaft gefallen war, das Geschütz bediente und den Feind zum Stehen brachte. Als die Batterie sich verschossen hatte, stimmte er die Wacht am Rhein an und begeisterte die Leute an den Geschützen und harte

aus, bis Hilfe kam und der Feind niedergedrungen war. Hierfür wurde er mit dem Max-Josef-Orden, dem bayerischen pour le mérite, ausgezeichnet. Durch seine Tapferkeit lenkte er die Aufmerksamkeit des Prinzregenten Luitpold auf sich, der ihn zum Flügeladjutanten ernannte und später im Jahre 1899 zum Vorstand der Geheimkanzlei. Als solcher ist Herr v. Wiedenmann der einflußreichste Mann in Bayern gewesen.

Die Heiratsagentur im Haushalt. Frau Tichacek in St. Louis hat, da sie neun Söhne hat, einen recht großen Haushalt und braucht infolgedessen eine große Anzahl von Dienstmädchen. Sie hat nun einen für europäische Begriffe recht merkwürdigen Weg gefunden, ihre Dienstmädchen, sowie sie im Haushalte Tüchtiges leisten, an den Mann und ihre Söhne an die Frau zu bringen: sie verheiratet ihre Söhne mit ihren Dienstmädchen. „Wenn ein Mädchen dazu geeignet ist, fünf Jahre lang in meinem Haushalte zu arbeiten, ist sie auch dazu geeignet, die Frau eines meiner Söhne zu werden.“ so sagt Frau Tichacek, und danach hat sie bisher gehandelt. Drei von ihren Söhnen sind nämlich auf diese Weise schon an treue Dienstmädchen verheiratet worden. Sobald ein neues Dienstmädchen an Stelle eines zum Familienmitgliede gewordenen in den Haushalt aufgenommen wird, erfährt sie natürlich, was sie für treue Dienste zu erwarten hat, und man kann sich denken, daß diese Aussicht aufspornend wirkt. Gegenwärtig sind nämlich drei Söhne im heiratsfähigen Alter. Die übrigen drei haben noch nicht die Jünglingsjahre erreicht. Nun wird mancher fragen: Was sagt der Vater dazu? Der Vater dieser neun Söhne erklärt die Einrichtung, die seine Frau getroffen hat, für ganz vortrefflich: „Die Mutter findet Frauen für meine Söhne, ich Sorge geschäftlich für sie, und so ist jeder glücklich!“

Lichtreklame in Berlin. Der Berliner Polizeipräsident will diejenigen Lichtreklamen verbieten, die geeignet sind, Straßenpassanten zum Stehenbleiben zu veranlassen. Das hieße, so wird geltend gemacht, für eine sehr gering zu veranschlagende Erleichterung des Straßenverkehrs eine Industrie vernichten, die fortgesetzt neue, oft sehr originelle Effekte ersinnt. Allerdings bedeutet die Lichtreklame nicht immer eine Verschönerung des Straßenbildes und ihre grell aufzuckenden Strahlen verüben oft quälende Attentate auf die Augen. Die bekannteste Lichtanpreisung in Berlin war bis vor kurzem das große Leuchtplakat einer Sektfirma an der Ecke der Friedrich- und Jägerstraße, auf dem man den Champagner aus der Flasche in das Glas fließen und dann die Kohlensäureperlen emporspringen sieht. Diese umfangreiche technische Anlage ist nun noch übertroffen durch die Lichtreklame auf dem Dache des Kleinen Theaters, Unter den Linden, wo man von der ortsfesten Anlage zu einer in ihrer ganzen Ausdehnung fahrbaren, außerdem Helligkeit und Farbe wechselnden Reklameeinrichtung übergegangen ist. Diese Anpreisung einer Zigarette wirkt mit ihren zahlreichen bunten und wohlabgemessenen Effekten schon beinahe wie eine kleine Zirkusvorstellung. Auf dem Dach des Hauses sieht man, so berichtet das „B. T.“ darüber, eine Reihe leuchtender Männer, die Karren vor sich herschieben, plötzlich aus der Dunkelheit auftauchen. Die Kolonne schreitet langsam am Dachfirst entlang, wobei das Reklamewort aus den Karren leuchtet, und ist dann plötzlich gänzlich verschwunden, als wenn die Dunkelheit alles verschluckt hätte. Der Eindruck namentlich dieses völligen Verschwindens ist sehr verblüffend. Zum Betrieb dieser Lichtreklame ist im Dachgeschoß des Hauses eine sehr

große technische Anlage untergebracht. Denn die Männer mit den Karren stehen auf einer richtigen kleinen elektrischen Bahn, die fortwährend in einer Ellipse um das Dach herumfährt. Außerdem arbeitet noch eine große Anzahl automatischer Aus- und Umschalter. Unten stehen die Menschen und sehen mit erstaunten Gesichtern den verschwindenden Lichtphantomen nach.

Wieviel kann ein Mensch hintereinander trinken? Trinkfeste Leute sollen ja wohl imstande sein, 10 bis 20 Glas Bier zu genießen, ohne sonderliche Beschwerden dabei zu empfinden. Aber natürlich brauchen sie dazu einige Stunden Zeit und eine angenehme Gesellschaft. Fragt man, wieviel der Mensch hintereinander trinken kann, so hängt dies natürlich nicht von der Willenskraft ab, sondern vom anatomischen Bau des Magens. Ein normaler Magen kann durchschnittlich drei Liter Flüssigkeit fassen, man kann also, da der Magen nur bei großem Hunger ganz leer ist, höchstens sechs Glas Bier oder Wasser hintereinander trinken. Mehr zu trinken bringt kein Mensch fertig. Die meisten werden es kaum auf drei bis vier Glas bringen. Um seine Gesundheit nicht zu schädigen, unterlasse man aber lieber die Probe aufs Exempel.

Wie Manuskripte sein sollen. (Ratschläge für angehende Schriftsteller und -innen). Ein amerikanisches Blatt, so schreibt die „N. A. Z.“, gab jüngst seinen auswärtigen Mitarbeitern ein paar beherzigenswerte Ratschläge: „Wenn es Ihnen möglich ist,“ so heißt es in dem neckischen Schreiben, „in anderer Weise als mit einer Feder und mit Tinte zu schreiben, so tun Sie es nur. Sie würden dadurch der Gefahr entgehen, in leserlicher Weise zu schreiben und würden nicht die lästige Aufmerksamkeit der Redaktion und der Setzer auf Ihre bescheidene Persönlichkeit lenken. Sind Sie aber schon in der unangenehmen Lage, mit Tinte schreiben zu müssen, so benützen Sie wenigstens kein Löschpapier, wenn Sie die Seiten umwenden; Löschpapier ist ganz entschieden veraltet. Machen Sie wirklich einmal einen Tintenklecks, so lecken Sie ihn mit der Zunge auf. Durch dieses Verfahren erreichen Sie, daß er einen weit größeren Flächenraum bedeckt, und ein intelligenter Setzer fühlt sich geschmeiehelt, wenn er bemerkt, daß man von seinem Scharfsinn erwartet, daß er ohne jede Hilfe eine durch das obgenannte Verfahren unleserlich gemachte Stelle entziffere. Wir sahen einmal, wie mehrere Setzer zusammentraten, um den Sinn eines Satzes, von dem nichts mehr zu sehen war, zu erraten. Sie fluchten wie die Müllkutscher, aber das war ein Zeichen ihrer fröhlichen Laune. Machen Sie ferner keine Satzzeichen, denn wir haben viel Zeit zu verlieren, und wenn Ihre Briefe Rebussen gleichen, so macht das durchaus nichts aus: es wird uns vielmehr ein um so größeres Vergnügen sein, wenn wir sie schließlich doch noch enträtseln. Geben Sie sich nicht die geringste Mühe, leserlich zu schreiben. Eine schöne Handschrift verrät immer die niedrige Herkunft, den untergeordneten Geist, während eine schlechte Handschrift gewöhnlich das Kennzeichen des Genies ist. Schreiben Sie Eigennamen möglichst undeutlich; am besten ist es überhaupt, wenn Sie durchweg mit kleinen Anfangsbuchstaben schreiben. Jeder Setzer hat die Pflicht, die Vornamen und den Familiennamen eines jeden Individuums zu kennen: Mann, Frau oder Kind, ihm müssen sie alle bekannt sein, und es genügt daher vollständig, wenn man etwa den ersten Buchstaben des Namens erkennt. Natürlich passiert es uns manchmal, daß wir uns irren, und wir druckten zum Beispiel letzthin einmal Sanuel Marigson für Lemuel Messinger; aber die gebildeten Leser un-

Kaiser-Borax

Zum tägl. Gebrauch im Bad und Waschwasser.

Kaiser-Borax ist das mildeste und gesündeste Verschönerungsmittel für die Haut, macht das Wasser weich, heilt raue und unreine Haut, macht sie zart und weiß und beseitigt jeden übeln Geruch. Ein Bad mit Kaiser-Borax nach starker Schweißabsonderung wirkt sehr erfrischend und anregend. Nur echt in roten Cartons. Kaiser-Borax-Seife erstklassige Toiletseife. Alleiniger Fabrikant Heinrich Mack in Ulm a. D.

seres Blattes — und wir haben nur gebildete Leser — haben das schon selbst berichtet. Wir empfehlen Ihnen auch, das Blatt Papier auf beiden Seiten zu beschreiben, und wenn beide Seiten beschrieben sind und Sie vielleicht noch ein paar hundert Zeilen zu schreiben haben, so genießen Sie sich nur nicht: schreiben Sie ruhig quer. Ein Redakteur ist im siebenten Himmel, wenn er ein Manuskript solcher Art in die Hand nimmt. Wenn der Verfasser es selbst in die Redaktion brächte, würde er geradezu beglückwünscht werden. Und noch eines: Ehe Sie Ihren Artikel abschicken, vergessen Sie vor allem nicht, eines der Blätter zu verlegen oder zu verlieren . . .“

Lustige Sachen

Aus einer Verteidigungsrede. Verteidiger: „Ich meine, wir dürfen es dem Angeklagten nicht so übel anreehnen, daß er seine Untergebenen so gezwickt und gezwackt hat; mein Klient ist sozusagen erblich belastet, er ist nämlich eine Zangengeburt.“

Umgeschrieben. „Warum weinst denn, Pepperl?“ — „Der Herr Lehrer hat g'sagt, wenn ich's nächstmal wieder nix kann, krieg ich Prügel, — und — huhuhu — und heut war's nächstmal.“

Naheliegend. Hausherr: „Mali, die Partei im zweiten Stock spielt heut' schon den dritten Trauermarsch — hast du sie vielleicht gesteigert?“

Löhnend. „Wie sind Sie nur auf die sonderbare Idee gekommen, Ihre Tochter Barfuß tänzerin werden zu lassen?“ — „Der Arzt hatte ihr Kneipp'sche Kur verordnet!“

Mißtrauisch. „Warum haben Sie den Ihnen empfohlenen Diener zur Ueberwachung Ihrer Waffensammlung nicht genommen?“ — „Wissen Sie, der Kerl soll früher Schwertschlucker gewesen sein!“

Anzüglich. Dame (wattiert, geschminkt und mit falschem Haar): „Mein Mann ist ein großer Naturfreund.“ — Bekannter: „Das sieht man — Ihnen gar nicht an.“

Ausgiebig. „Vierzehn Tage Urlaub hast du gehabt? Was hast du denn während dieser Zeit getan?“ — „Einen Frühschoppen hab' ich mitgemacht!“

Summarisch. Gast: „Ich wünsche morgen früh geweckt zu werden und Kaffee — beides extra stark!“

Bitter. Theaterdirektor: „Ist es heute voll, Hr. Müller?“ — Kassierer: „Jammervoll, Herr Direktor!“

Rücksichtsvoll. Richter: „Wieviel Orlufgen haben Sie dem Kläger verabfolgt?“ — Angeklagter: „Eine“. — „Er behauptet aber, fünf bekommen zu haben!“ — „Nein, Herr Richter, es war nur eine: ich habe sie ihm mit Rücksicht auf seine zarte Körperkonstruktion in fünf Raten gegeben.“

Das unbekannte Schicksal

Roman von Peladan.
Uebersetzt von Emil Schering.

(3. Fortsetzung.)

X.

Görtz war tot! Das Ungeheuer, das Andromeda bedrohte, schwamm jetzt wie ein Wrack, wohin die Welle es führte.

Von solcher Höhe auf die Klippen fallend, hatte der Oesterreicher nicht gelitten. Der Tod war ohne Zweifel wie ein Blitz gekommen.

Torigny fühlte, daß die Naecht sein Mitschuldiger war. Niemand hatte den Schrei gehört, niemand würde das Verbrechen erfahren!

Das Verbrechen! Sein Vater, seine Mutter, seine Schwestern, das Haus in Rennes, die Ehre des Namens; seine Laufbahn erschienen ihm. Er dachte nicht mehr an die Möwenvilla, an Margarethes Angst, an die fieberhafte Besorgnis der drei Freunde. Seine Sicherheit allein beschäftigte ihn.

Schnellen Schrittes ging er seinen Weg zurück; statt aber auf den Strand zu, ging er querfeldein. Irgend jemand konnte ja wachen und ihn beobachten, wie er den Pfad der Zollwächter entlang kam, und der Mann, der sein Leben der Auslegung des Gesetzes widmen sollte, beschäftigte sich schon mit seinem Alibi.

Es schien ihm von Bedeutung, daß er daran gedacht hatte, sein Zweirad säubern zu lassen und von seiner Fahrt nach Tréguier zu sprechen.

Er erreichte die Nebengebäude des Hotels. Er rief den Hund bei Namen: das Tier knurrte, ohne zu bellen.

Als er im Schuppen seine Maschine nahm, fühlte er eine große Erleichterung; mit dem Daumen prüfte er die Luftreifen. Ohne seine Laterne anzuzünden, den Hut über die Augen gezogen, fuhr er mit einem tiefen Seufzer davon. Wie ein Schatten flog er durchs Dorf.

Ohne ein anderes wahrnehmbares Geräusch als sein stoßendes Atmen fuhr er dahin. Er bedauerte, nicht nach der Uhr gesehen zu haben, aber der Gedanke, seine Fahrt verlangsamen zu müssen, hielt ihn davon ab, seine Uhr zu ziehen. Niemand verfolgte ihn, und doch floh er, wie die Schuldigen fliehen, er floh vor seinem Verbrechen, als glaubte er den Qualen des Gewissens entgehen zu können, wenn er sich von dem Orte der Tat entfernte.

Als er an der Gendarmerie vorbei kam, schienen ihm die Buchstaben des Schildes besonders deutlich zu sein, trotz der dunkeln Nacht.

In dem kleinen Hafen schliefen die abgetakelten Boote; nur ein englisches Kohlenschiff hatte Licht.

Er schlug nicht die Straße nach Lannion ein, die war zu besucht, sondern fuhr einen steinigen Hang hinunter, den er sonst nur zu Fuß gemacht hätte, und nahm ihn, auf seine Lenkstange gebeugt, im Sturm. Dann steigerte er seine Schnelligkeit, soweit es ihm der Boden erlaubte, auf dem Wege, der die Strecke bis Tréguier um mehrere Kilometer abkürzt.

Er hätte sich starke Steigungen gewünscht, damit die körperliche Anstrengung sein Gehirn lähme. Der innere Widerhall verursachte ihm den dumpfen Schmerz einer Quetschung, die im Augenblick selbst nicht heftig ist, dann aber anschwillt.

Er bemühte sich, seinen Geist mit Einzelheiten des Weges zu beschäftigen. Die beiden Seiten zogen an ihm vorbei und flohen buchstäblich, phantastisch belebt. Alles war schwarz, die unterseetzten Häuser halb eingegraben am Rande des Weges; die Rei-

hen der Bäume wurden plötzlich unterbrochen; die Steinhäufen glichen kleinen Grabhügeln.

Auf seine Maschine gebeugt, den Mund offen, mit dem Auge die Nacht durchdringend, drängte er seine Kraft in die Beine, die mit einer heftigen Regelmäßigkeit arbeiteten.

Er wußte nicht genau, welche Zeit es war. Etwa eine Stunde nach Mitternacht? Bei dem Tempo, das er innehielt, schien eine Beziehung zwischen dem Augenblick des Mordes und dem seiner Ankunft in Tréguier unmöglich zu sein.

Sein Gedanke drehte sich nur um seine Sicherheit. Er vergaß die leidende Margarethe, vergaß die drei Freunde, die an den Türen wachten, die Straße überblickten, während sie auf den Feldhüter warteten. Die Villa, deren Herrin und deren Gäste existierten nicht mehr für ihn: nur mit seiner Rettung war er beschäftigt. Er dachte sich ein Verhör aus. Germain würde bezeugen, daß ihn Herr Torigny gegen neun-einhalb Uhr abends gebeten habe, sein Rad zu reinigen, da er zur Wallfahrt von Tréguier wollte. In diesem Augenblick befand sich der Fremde in seinem Zimmer und schrieb. Um die Möwenvilla zu erreichen, mußte der Unbekannte den Pfad der Zollwächter eingeschlagen haben, und dort war sein Fuß ausgeglitten.

Er begann nicht mehr für seine Freiheit zu fürchten: dem Gericht würde er entgehen. Sein Selbsterhaltungstrieb war aber so mächtig geworden, daß er ein zweites Verhör anstellte.

Würde sein Gewissen, das bisher keine Last zu tragen hatte, schwach werden? Er hatte getötet, gegen seinen Willen, mit einer Bewegung nur, nicht mit einem Stoß. Wen hatte er getötet? Einen Schurken. Hätte er einen Augenblick später nicht auf denselben Menschen mit der Zustimmung des Geschossen, wenn dieser zur Nachtzeit das Fenster erstiegen oder die Tür erbrochen hätte. Er hatte getötet, um ein unschuldiges Wesen zu verteidigen. Ja, wenn er gehofft hätte, durch diesen Mord den Besitz von Margarethe zu erlangen; wenn er als Geliebter gehandelt hätte, dann würde er sich jetzt für schuldig halten! Nein, er hatte als Ritter getroffen, als eine Art Richter, ohne persönliches Interesse. Die Umstände besonders hatten den Mord inspiriert. Er hatte keine Waffen gehabt: den Hahn eines Revolvers hätte er nicht abdrücken, einen Dolch hätte er nicht in die Brust stoßen können.

Während sein Geist die Tat von verschiedenen Gesichtspunkten untersuchte, radelte er dahin wie ein Rennfahrer, der einen großen Preis gewinnen will.

Die vier Wegstunden, die Perros von Tréguier trennen wurden mit rasender Schnelligkeit zurückgelegt.

Das Hotel, vor dem er anhielt, war noch nicht geschlossen: man erwartete noch Touristen. Er gab seine Maschine ab und verlangte eine Flasche Bier. Die trank er am Schanktisch, während er mit der Wirtin sprach, um den Augenblick, wo er allein und untätig sein würde, noch hinauszuschieben.

Eine Stunde nach Mitternacht schlug: mit einer schwindelerregenden Schnelligkeit mußte er gefahren sein. Die Schenkel taten ihm weh. Er unterrichtete sich über alle Einzelheiten der Wallfahrt, sehr gespannt, aber ohne zu hören. Endlich mußte er den Leuchter nehmen und zum zweiten Stock hinaufsteigen.

Er schloß sich ein. Das Fenster ging auf einen Hof, der mit Fuhrwerken überfüllt war.

Ueber einer alten Kommode warf ein von Feuchtigkeit angegriffener Spiegel sein Gesicht in unangenehmer Weise zurück.

In dem kleinen Zimmer, das von der Kerze schlecht erleuchtet wurde, fiel Torigny auf den Rohrstuhl. Die Knie schmerzten ihm. Ohne sich zu erheben, drehte er dem Spiegel den Rücken zu. Würde er, was er sehen würde? Für nichts in der Welt hätte er den Kopf gewandt.

Sein Schatten fiel auf die Wand, die mit einer verblaßten Tapete bezogen war.

Er wollte die Zeit berechnen, die er gebraucht hatte, um hierherzukommen; aber es war unmöglich, da er die genaue Stunde des Verbrechens nicht kannte. Er hatte das Tempo eines Rennfahrers gehalten, oder besser, das eines Schuldigen.

Nach den Gesetzen, die der Gegenstand seiner Studien gewesen waren, hatte er die Todesstrafe verwirkt.

Er hielt einen Augenblick inne, um das Verbrechen aus Leidenschaft zu bestimmen. Er hatte einen Mann getötet wegen einer Frau, wie so viele andere. Aber diese Frau war weder seine Geliebte noch seine Braut und würde nie das eine oder das andere sein. Er hatte getötet aus Heroismus, um eine schöne Frau von einem gemeinen Manne zu befreien. Welches Gericht würde dieses Motiv, das doch das richtige war, als wahrscheinlich anerkennen.

Ein Mann hatte einen andern gestoßen. Gestoßen? Wie man einander in der Menge stößt, oder unter Kameraden, oder wenn man ein Theater verläßt?

Nein, er hatte Görtz am Rande eines Abgrundes gestoßen.

Hatte er den Willen gehabt, ihm den Tod zu geben? Moralisch hatte er getötet; materiell hatte er gestoßen.

Hatte er den Tod des Görtz überlegt? Die Ueberlegung besteht in dem Plan, der vor der Handlung entworfen ist. Als er sich auf den Pfad begab, sah er die Begegnung nicht voraus. Es war kein Aufauern, denn er hatte ihn getroffen, nicht erwartet oder erspäht.

Artikel 302 ist deutlich: „Jeder des Mordes Schuldige wird mit dem Tode bestraft.“

Rechtsfrage: ein Stoß, ohne daß der Ort gewählt war, ein Stoß bei einer zufälligen Begegnung, selbst wenn er bei der Natur des Ortes den Tod zur Folge hatte, ist das ein Mord? Töten, ohne Waffen, ohne Wunden, ohne Mißhandlung, ist das morden? Eine Bewegung der Abneigung, der Verwerfung, ist das Mord, was auch die Folge sei? Zurückstoßen, das ist nicht niederschlagen.

Ein Verbrechen hat einen Grund. Warum hatte er diesen Unbekannten getötet? Er kannte seinen Namen nicht, da der Gastwirt ihn nicht kannte. Ein junger Mann auf Sommerfrische, ein junger Mann aus guter Familie tötet keinen Menschen, den er trifft, ohne Herausforderung, ohne Grund, es mußte denn Wahnsinn oder Notwehr sein.

Selbst wenn man feststellte, daß Torigny seit einer Woche die Villa besuchte; selbst wenn ihm ein Gefühl für die Gräfin Görtz nachwies, so würde das noch keine Ueberlegung bedeuten. Torigny kannte nichts von der Vergangenheit der Gräfin Görtz. Er konnte sie für eine Witwe halten. Der Verdacht, wenn überhaupt ein Verdacht aufkam, mußte eher auf die drei Gäste fallen, welche die Möwenvilla seit zwei Monaten bewohnten. Ein Gedanke tauchte auf, der ihn erschreckte. Wenn ein in der Gegend übel berüchtigter Mensch oder ein am Abend beobachteter Erdarbeiter in Untersuchungshaft genommen würde, was würde seine Pflicht sein, des Schuldigen?

Oh, was hätte er nicht in diesem Augenblick dafür gegeben, wenn er die heftige Bewegung seines Gedankens hätte zurückhalten können, um sich nicht

mehr, wie ein verwundetes Eichhörnchen, im Kreislauf seiner Missetat zu drehen!“

Er wollte sich beruhigen. Der Tod des Grafen würde für alle, selbst für Margarethe, ein unglücklicher Zufall sein.

Entweder war der zuckende Körper des Görtz auf den Kieselsteinen des Strandes liegen geblieben, und man würde ihn in den ersten Morgenstunden bemerken, oder die Flut hatte den Leichnam fortgetragen; dann würde die Strömung ihn bei Ploumanach ans Land treiben.

Wenn er am Nachmittag zurückkehrte, würde Torigny den Ausgang erfahren, falls nicht die Hummern, die sehr zahlreich an der Küste waren, den Körper zerrissen hatten.

Damit wenigstens sein Verbrechen wenigstens Frau Margarethes vollständige Befreiung bewirkte, mußte die Leiche identifiziert, mußte ein Totensein ausgestellt werden.

Der Gedanke, noch am selben Abend nach Rennes zu seinen Eltern zurückzukehren, hatte ihn getrübt; aber er hielt es für klüger zu bleiben, der Aufregung, die es geben würde, beizunehmen, sein Werk zu vollenden, während er zugleich die Folgen aufhob.

Bald verurteilte er sich als gemeinen Mörder, feiger als der gewöhnliche, da er sein Opfer überrumpelt hatte, bald sprach er sich frei, da das Verhängnis allein durch eine unwillkürliche Bewegung gehandelt hatte.

Jetzt stellte er das Verbrechen wieder her, wie er sich später, als Staatsanwalt oder Verteidiger, die tragischen Szenen genau vorstellen mußte.

Er sah wieder, wie er sich gegen den Felsen lehnte, um dem Unbekannten Platz zu machen, ohne selbst zurückgehen zu müssen.

In welchem Augenblick war der Gedanke an Mord seinem Gehirn entsprungen? Als er den Grafen erkannte, war er ganz in Schrecken gewesen, aber nur das. Zwischen dem Plan und der Handlung, zwischen der inneren Regung und der äußeren Bewegung war kein Unterschied zu erkennen, nicht einmal der Bruchteil einer Sekunde. Seine Abneigung, sein „vade retro“, hatte sich tötlich nach außen gerichtet.

Für alle Zukunft hatte er eines dieser dunkeln Geheimnisse, die man weder der Liebe noch der Freundschaft ausliefert; eine von diesen inneren Wunden, die man niemand zeigt, aus Furcht, den einen eine Waffe zu geben und den anderen einen Schmerz zu bereiten.

Ach wenn er in dieser Stunde sich hätte sagen können: Ich kenne ein Wesen, das so ganz mein ist, daß ich ihm alles sagen kann, ohne fürchten zu müssen, da es sich gegen mich erinnert. Und er dachte an seine Familie, und er dachte an die Möwenvilla, und er fühlte sich verurteilt, die Last dieses Todes allein zu tragen, bis zum eigenen Tode.

Torigny war in einem Katholizismus erzogen, der weder fromm noch ängstlich war, der aber in den inneren Krisen immer mitsprach. Er hatte einen Menschen ins Meer gestürzt, menschlich gesprochen. Vom katholischen Gesichtspunkt hatte er einen Sünder in die Hölle gestürzt. Diese Ueberlegung verwirrte den Geist vollends. Er würde für die Seele des Ermordeten Messen lesen lassen, viel Messen. Aber deren Wirkung galt nur den Leiden des Fegefeuers, und Görtz war in Todsünde umgekommen, wenn nicht der Blitz einer Reue sein Herz durchzuckt hatte, als er von der Klippe fiel.

Torigny warf sich ermattet auf das Bett und schloß die Augen, aber sein Gedanke kreiste immer in demselben Zirkel trostloser Bilder. Er fürchtete bei

genwart zu verbrauchen, und er fühlte, daß er für seine Rettung noch wachen mußte; auch für das Heil dieser ledlen Frau, die in seinem Innern jetzt nur noch den Platz eines verhängnisvollen Stolzes und eines unheilvollen Mitleids einnahm.

diesen vergeblichen Aufregungen seine Geistesge-

Schwere Regentropfen schlugen auf das Fensterblech; er fuhr zusammen, im selben Augenblick erlosch das niedergebrannte Licht. Der Schatten erfüllte das Zimmer mit einem solchen Schauer, daß er das Fenster öffnete und sich mit den Ellenbogen darauf stützte, um einer möglichen Offenbarung des Unsichtbaren zu entgehen.

Der Regen fiel gerade, dicht; er wusch das Blut von den Strandklippen.

Seine Furcht war wirklich närrisch. Niemand würde ihm anklagen. Er hatte nur die unüberlegten Schritte seiner Freunde zu fürchten.

Vielleicht würden sie frühmorgens ins Hotel gehen, um sich zu erkundigen, sowohl nach dem Fremden wie nach ihm selbst. So würden sie, ohne zu wissen, die beiden in eine Beziehung bringen, die gefährlich werden konnte. Diese Besorgnis wuchs alsbald zu einer wirklichen Furcht an. Er konnte vor Abend nach Perros zurückkehren, ohne sein Alibi zu verderben; an dem aber hielt er fest, als würde er von einer Anklage bedroht.

Die Glocken der Kathedrale begannen zu läuten. Mit diesen steifen und frostigen Wesen von Leuten, die nicht geschlafen haben, stieg er die Treppe hinunter. Touristen und Wallfahrer frühstückten in einem Speisesaal, der nach sauren Getränken roch.

Er trank Kaffee und folgte denen, die sich nach der Kirche begaben. Der Regen rieselte auf die Züge, die aus der Halle kamen.

Man würde die Reliquie des heiligen Tugdual nicht herausbringen; das war der Heilige, der aus seiner Stola eine Halfter gemacht hatte, um den Drachen zu fesseln, der einst das ganze Tal von Trecor erschreckte.

Die Hochmesse, die der Bischof von Saint-Brieuc im Ornat zelebrierte, wurde eröffnet durch die falschen Stimmen, welche die bretonischen Feiern bezeichnen.

Torigny war so verloren in dieser Menge von Bauern in schwarzen Röcken, daß er sich vor sich selber geborgen fühlte. Die Müdigkeit, der Wohlklang der Orgel, der Anblick der weißen Hauben, die das Schiff füllten, besonders die andächtige Umgebung beruhigten sein Fieber. Zu beten wagte er nicht, denn er bereute nicht: seine Befürchtungen bezogen sich nur auf die menschliche Gerechtigkeit. Man tötet schädliche Tiere: warum entarteten Menschen freie Ausübung ihrer Lüste lassen? Als die Hostie erhoben wurde, dachte er daran, welchen großen Trost eine Beichte geben könnte. Absolution hoffte er allerdings nicht zu erhalten, aber man würde ihm eine Buße auferlegen, und er würde sein Geheimnis nicht mehr allein zu tragen brauchen. Dieser Plan beschäftigte ihn, bis die Messe zu Ende war. Während die Menge sich verließ, ging er in das schöne Kloster, das aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt, um dort zu überlegen. Diese Beichte, die ihm ebenso wünschenswert erschienen war, kam ihm jetzt wie eine Gefahr vor. Der Priester würde von der Größe der Sünde und besonders von ihrer Seltenheit überrascht sein und nach den näheren Umständen fragen. Torigny hörte Fragen wie diese: „Wie haben Sie getötet? Warum haben Sie getötet? An welchem Ort? Zu welcher Stunde?“ Und obwohl er glaubte, daß das Geheimnis der Beichte immer bewahrt wird, wollte er selbst einem Heiligen nicht sagen: „Ich habe den Grafen Görtz ins Meer gestoßen, heute nacht, da, wo sich in Perros der

Pfad der Zollwächter verengt.“ Er glaubte auch, sich zu erinnern, daß Mord ein Fall ist, der dem Bischof vorbehalten bleibt. Die Ordensgeistlichen flößten ihm mehr Vertrauen ein als die weltlichen. Er kehrte in die Kirche zurück und umschlich die Sakristei. Für eine solche Beichte wollte er ein sympathisches Gesicht wählen, und die Priester, die er sah, gefielen ihm nicht. Die einen, wie der Pfarrer von Perros, schienen unfähig, eine komplizierte Seele zu begreifen; den andern, deren Miene Intelligenz ausdrückte, fehlte wieder Gutmütigkeit. Es widerstrebte dem jungen Manne, einen so außerordentlichen Fall auseinanderzusetzen und zu erörtern.

Als er die Kirche verließ, ging er ins Hotel, um auf die Stunde des Essens zu warten, denn der Regen hörte nicht auf. Trotzdem ihm seine durch die Schlaflosigkeit verursachten Kopfschmerzen die Unterhaltung erschwerten, spielte er den Liebenswürdigen einem Herrn gegenüber, den er schon in Perros gesehen hatte, einem alten Notar.

Er lud ihn zu einer Wagenfahrt nach Plouescant ein, um dort das Grab des heiligen Gony und das prächtige Mausoleum des Bischofs Guillaume von Halgouet zu besuchen.

Derselbe Wagen führte sie nach Perros zurück. Torigny ließ den alten Notar nach Trestraou weiterfahren und machte sich auf den Weg nach dem Strande, indem er sein Zweirad auf dem aufgeweichten Wege schob.

Als er ins Hotel eintrat, es war gegen Ende der Mahlzeit, brachte er seine Maschine unter und sagte Germain guten Abend.

„Sie ist zu Wasser geworden, die Wallfahrt von Saint-Tugdual,“ Herr Torigny.

Und dann, ohne Uebergang:

„Wissen Sie, dieser Fremde, der gestern angekommen ist: gegen zehn Uhr ist er fortgegangen, dann ist er zurückgekommen, und dann ist er wieder fortgegangen, und zwar mit seinem Schlüssel. Man hat ihn den Tag über nicht wieder gesehen. Sie haben ihn nicht in Treguiet getroffen?“

„Nein!“ sagte Torigny in gleichgültigem Ton.

„Sie sehen sehr ermüdet aus, Herr Torigny. Sie müssen gut essen und Wein statt Zider trinken.“

Als der junge Mann im Speisesaal auf seinem Platze saß, sah er nach dem, den gestern zu dieser Stunde der Unbekannte eingenommen hatte. Ihm schauderte bei dem Gedanken, daß der Leichnam in der Strömung trieb und von großen Fischen begleitet wurde.

Ein brennender Durst quälte ihn, aber er hatte keinen Hunger. Er zwang sich, mäßig zu trinken und viel zu essen, aus Klugheit, wie es sich für einen Radfahrer, der eine Tour gemacht hat, gehört. Immer wieder ergriff ihn Mitleid mit sich selbst. Er war lebenswürdig gegen ein Kind; er hätte sich gern Sympathien verschafft.

Alle Gäste hatten schon ihr Auge ans Schlüsselloch gelegt, um in dem verschlossenen Zimmer des seltsamen Fremden etwas zu entdecken. Eine dunkle Ahnung hatte das Haus von einem Rätsel, und mehr war nicht nötig, um die müßige Neugier dieser Provinzialen zu erregen.

„Sie waren bei der Wallfahrt in Treguiet, Herr Torigny,“ sagte eine alte Dame zu André; „haben Sie dort nicht den Herrn bemerkt, der gestern abend hier diniert hat, und der nicht wieder gesehen worden ist?“

„Nein, meine Dame,“ erwiderte Torigny.

„Er hat den Wirt nach Frau Jedlesee gefragt. Da sie dort aus- und eingehen, wissen Sie vielleicht etwas? Als er gestern abend das Hotel verließ, hat er sich den kürzesten Weg zeigen lassen, um nach

der Villa zu gehen.“

„Man hat ihn dort nicht gesehen, soviel ich weiß wenigstens.“

„Er ist gegen zehn Uhr zum ersten Male zurückgekehrt; der Hund bellte. Er bellt nur bei denen, die er nicht kennt, und ich habe den Fremden an seiner großen Figur erkannt.“

Der junge Mann bekam Furcht, als er diese Aeusserungen einer wohlwollenden Inquisition hörte. Wenn solche Menschen eine Spur, ein Indicium hatten, wie gefährlich würden sie sein, dachte er.

„Es ist ein Ausländer,“ fing die Dame wieder an; aber Frau Jcdlesee ist auch Ausländerin, und vielleicht aus demselben Lande. Ist sie Witwe?“

„Ich weiß nichts,“ sagte Torigny. „Einer ihrer Freunde ist mein alter Lehrer der Philosophie, und er hat mich vorgestellt.“

Die unerbittliche Alte fuhr fort:

„Wo haben Sie Ihre Studien gemacht?“

„In Toulouse,“ antwortete Torigny, der aufstand, um der Fragerin zu entgehen.

Diese hielt ihn beim Vorbeigehen an:

„Sagen Sie Frau Jcdlesee, ein Fremder habe nach ihr gefragt; sie wird vielleicht etwas wissen.“

„Ach, das ist wohl nur ein Handlungsreisender, der die Villen an der Küste besucht. Viele kommen, die feine Weine, alten Likör anbieten.“

Auf diese Ausrede wußte die strenge Fragerin nicht zu antworten, und er konnte gehen; aber er nahm ein Gefühl der Unruhe mit über das, was während seiner Abwesenheit geschehen war. Eins wenigstens war gewonnen. Das Meer hatte den Leichnam davon getragen, und man wußte noch nichts von dem Ereignis.

Er machte einen großen Umweg, um den verhängnisvollen Pfad zu vermeiden, seine Haltung zu kräftigen und seine Worte vorzubereiten.

XI.

Die Nacht war kläglich gewesen in der Villa.

Die Angst verfloppelte sich dann. Weder der Graf noch der junge Mann erschienen. Was war geschehen? Hatte einer von beiden einen Fehltritt getan auf dem Pfad der Zollwächter? Warum aber zeigte der andere sich nicht? Margarethes Nerven waren so mitgenommen, daß sie verzweifelte. Sie bat Cravant, bis zum Hotel zu gehen und sich zu erkundigen.

(Dieser schlug den Pfad ein, passierte den Ort des Verbrechens und kam auf den Strand.

Das Hotel schlief fest. Mit einem besonderen Instinkt sagte er sich, an dem Ereignis, welches es nun war, sei durch eine Frage nichts zu ändern, durch eine Frage, die zu dieser Stunde überraschen müßte. So kehrte er nach der Villa zurück. Margarethe war eingeschlummert.

Der Morgen fand die Freunde matt und schlaftrunken auf ihren Posten. Die Aufwärterin kam; und begann ihre Arbeit. Abgespannt, erschöpft gingen die Männer schlafen.

Die Stunde des Dinners weckte sie.

Cravant sagte auf englisch, als Margarethe eine Frage stellte:

„Wir dürfen nicht von den Aengsten der Nacht sprechen, während man uns bedient. Wenn man nicht weiß, was vorgegangen ist, und es sind vielleicht ernste Dinge vorgegangen, schuldet man sich Vorsicht und den andern Schweigen.“

Das Essen war kurz. Sie brannten darauf, ihre Eindrücke auszutauschen. Sobald der Kaffee im Salon serviert war, sagte Sernhac:

„Es ist etwas Neues auf unsern Schild gekommen.“

„Niemand von Ihnen hat sich nach Torigny oder

Görtz erkundigt?“ fragte Margarethe.

„Wir brauchen nicht zu wissen, daß ein Fremder im Strandhotel angekommen ist.“

„Aber Sie müssen sich über diesen armen Burschen beunruhigen. Was ist ihm geschehen?“

„Vielleicht nichts! Jedenfalls, was ihm geschehen ist, das ist nicht mehr abzuwenden. Man muß warten und schweigen. Nehmen wir an, der Graf ist ausgeglitten und ins Meer gefallen. Es würde nicht weise sein, sich nach ihm zu erkundigen. Wer das gerichtliche Verfahren in Bewegung setzt, beschwört, wenn nicht Gefahren, so doch Unannehmlichkeiten.“

In diesem Augenblick trat Torigny ein.

„André,“ rief Margarethe, während sie aufsprang und mit herzlichem und beinahe zärtlichem Elan seine Hände ergriff. Was ist Ihnen geschehen?“

„Nichts!“ sagte er mit finsterem Gesicht und eisiger Haltung.

Er setzte sich, denn er hatte Kopfschmerzen.

„Wie blaß Sie sind, mein Freund!“ sagte Margarethe.

„Also,“ sagte der junge Mann mit Anstrengung. „Als ich ans Hotel kam, sah ich den andern dort eintreten. Er zündete sein Licht an und hat ohne Zweifel an sie geschrieben. Dann erlosch seine Kerze. Ich habe eine ganze Weile gewartet. Als er nicht herauskam, habe ich geschlossen, daß er sich niedergelegt, also seinen Plan geändert und seine Versuche auf den nächsten Tag verschoben habe. Da ich sehr nervös war, andererseits dachte, es sei am besten, daß Sie auf Ihren Posten blieben, habe ich mein Rad genommen und bin nach Treguier gefahren. Ich habe die Wallfahrt gesehen und bin eben zurückgekommen.“

„Und Görtz?“

„Der Kellner hat mir gesagt, er habe sich den Tag über nicht sehen lassen; sein Zimmer sei verschlossen, den Schlüssel habe er mitgenommen.“

Die junge Frau näherte sich Torigny freundlich, beinahe zärtlich.

„Ich werde nie vergessen, (Torigny, welche Freundschaft Sie mir gezeigt haben.“

„Ja, wahrhaftig,“ sagte Tessones, „Sie allein hatten Ruhe und Entschlossenheit. Warum sehen Sie so matt aus?“

„Ich habe eine weite Tour gemacht, und der Weg war nicht gut.“

„Woran sind wir jetzt?“

Torigny vermied es, ihren Blicken zu begegnen: er ließ seine Augen unsterk umherschweifen, um den Eindruck von Müdigkeit zu machen.

„Was glauben Sie?“ sagte Margarethe.

„Ich weiß nicht!“ sagte der junge Mann kalt.

Ohne sich abschrecken zu lassen, fragte die junge Frau weiter:

„Ich halte Ihre Ansichten für die einzigen guten. Müssen wir für diese Nacht fürchten?“

„Ich glaube nicht.“

„Woraus schließen Sie das?“

„Woraus ich das schließe?“

Er wiederholte die Frage zweimal mit seltsamen Betonungen.

„Es ist sehr merkwürdig, daß Görtz diesen letzten Brief nicht abgesandt hat.“

„Unser armer Freund ist sehr müde, sagte Margarethe, die in ihrer schmeichlerischen und aufrichtigen Liebenswürdigkeit fortfuhr.

„Görtz nimmt den Schlüssel zu seinem Zimmer mit, verschwindet während eines ganzen Tages; er will uns ködern und hat irgendeinen Streich seiner Art im Sinn.“

„Ich werde Ihnen ein Bett herrichten lassen; ich bin nicht ruhig, wenn Sie nicht hier sind, sagte Margarethe zu Torigny.

In einer unbestimmten Ahnung drückte sie ihre Dankbarkeit aus, denn sie sollte nie erfahren, was der kleine bretonische Advokat für sie getan hatte. Ihre feinfühlig und harmonische Natur paßte sich der unbekanntem Begebenheit an und ihre Liebenswürdigkeit widerstand, ohne zu ermüden, der Kälte des jungen Mannes.

Für ein junges Herz ist kein Eindruck so groß wie der Besitz eines furchtbaren Geheimnisses. Es fürchtet jeden Augenblick, daß seine Lippen sich von selbst öffnen und gegen seinen Willen sprechen werden. Es gleicht einem kleinen Kinde, daß einen kostbaren Gegenstand trägt und von der Furcht geplagt wird, daß er seinen krampfhaft geballten Händen entgleitet.

Das geringste Wort eines der Freunde machte Torigny krankhaft mißtrauisch.

„Wenn Perros keine Wüste wäre, würde ich sagen, Görtz hat eine Gelegenheit gefunden, sich zu anfüßern; und dort hat er seine Absicht fallen gelassen, um sie wieder heute aufzunehmen.“

„Welch lächerlicher Gedanke,“ sagte Sernhae.

„Wie soll man das Gegenteil von Furcht nennen? Meine Besorgnisse vermindern sich in unerkklärlicher Weise. Ich beruhige mich, ohne zu wissen, warum. Was sagen Sie, Sernhae, zu dieser Erscheinung?“

„Ich, ich wage nichts zu sagen, weder über diese Erscheinung noch über irgendeine andere. Es ist etwas Gesehenes, oder es geschieht etwas, oder es wird etwas Gesehenes, und zwar etwas Außerordentliches. Das Uebernatürliche umgibt uns. Wenn Torigny seine Mahlzeit etwas früher beendet hätte, würde er Görtz nicht gesehen haben; dann wären wir nicht gewarnt worden.“

„Das hätte nichts geändert,“ sagte Cravant, „da die Anwesenheit dreier Gäste Görtz abgehalten hat, an die Tür zu klopfen, und ihm bewog, seinen Brief mit einem Stein hereinzuwerfen.“

„Es ist unerklärlich, daß dieser Schurke noch kein Lebenszeichen von sich gegeben hat: für diese Nacht muß er einen kühnen Streich vorhaben.“

„Was meinen Sie, Torigny?“

Dieser zitterte:..

„Ich bin kein Wahrsager.“

„Ohne Vorwurf, mein junger Freund: Sie hätten doch zurückkehren müssen, um uns zu sagen, daß er seine Lampe gelöscht hat.“

Margarethe trat dazwischen:

„Sie sind absurd. Was bedeutete es, ob die Lampe gelöscht war oder nicht? Mußte man nicht wachen bis vier Uhr morgens? Er konnte denken, die Wachsamkeit habe nachgelassen. Was ist aus dem Billet geworden, das an dem Stein befestigt war?“

„Ich weiß nicht!“ sagte Torigny.

„Diesen Brief, den er zuletzt vorm Schlafengehen geschrieben hat, werde ich noch erhalten.“

„Ich glaube nicht,“ sagte Torigny.

Margarethe sah ihn erstaunt an.

„Es ist doch unwahrscheinlich, daß er nur zu seinem Vergnügen geschrieben hat; daß er von weit her in diesen verlorenen Winkel gekommen ist, um eine Scheibe einzuwerfen und wieder zu gehen, ohne etwas anderes erreicht zu haben?“

„Ich,“ sagte Cravant, „ich bleibe dabei, wenn Görtz nicht, wie er ankündigte, nach Verlauf einer Stunde zurückkehrte, so war er nicht mehr Herr seiner Handlungen.“

„Er war vielleicht berauscht,“ wagte Tessonnes zu sagen.

„Man verdaut viel Alkohol in zwanzig Stunden, und es sind fast zwanzig Stunden her, seit das Billet durchs Fenster kam.“

„Wenn diese Nacht vergeht, ohne daß er von sich hören läßt, so glaube ich, der Mann hat in den

Klippen einen Fehltritt getan.“

Torigny hatte keine Freude mehr an Margarethes Schönheit noch an der Freundschaft, die sie ihm zeigte. Ein düsterer Groll häufte sich in seiner Seele an. Die Begegnung mit dieser Frau hatte ihm Unglück falschen Idealismus geübt; er hatte getötet, ohne gebracht. Er riskierte seinen Kopf, die Ehre seines Namens, seine kindliche Liebe. Für wen? Für eine Reisende, für eine Fremde, die ihm eine bündel Ergebung eingefloßt hatte, die Hingebung eines Mörders, eines Verschwörers, wie es der Alte vom Berge gewesen. Er hatte sich an einem absechlichen Haschisch berauscht, war romantisch gewesen, hatte selbst einen Nutzen davon zu haben. Um diese Frau zu befreien, hatte er seine Jugend mit Blut befleckt. Künftig würde ihm eine Eumenide verfolgen, um so fürchterlicher, als sein einförmiges Leben ihm keine Ablenkung, kein Vergessen bieten konnte.

„Heute morgen dachte ich das Lager abzubrechen, aus Perros zu fliehen, nach Paris zurückzukehren,“ sagte Margarethe.

Dieses Wort befreite den jungen Mann vollends. Die Frau, die er seit vierzehn Tagen kannte, die so schnell hätte abreisen können, die vor Ende des Monats abreisen würde, diese Frau hatte, ohne sich ihm hinzugeben, ohne sich ihm zu versprechen, aus ihm, dem würdigen Sohn einer ehrenhaften Familie einen Mörder gemacht.

„Torigny“, sagte die junge Frau, „indem sie schmeichlerisch wurde, erlauben Sie mir, aufrichtig zu sein: Ich glaube, daß Sie Dinge wissen, die Sie mir nicht sagen; und das ist noch mehr zu tadeln als beschwichtigende Erfindungen.“

„Frau Margarethe,“ sagte er beinahe feierlich, wenn ich Beschwichtigungsmittel für alle wüßte, ich würde sie allen geben.“

Sie mußte schließlich die wachsende Kälte bemerken, die er ihr zeigte.

„Sie sind sehr müde: wir müssen uns gute Nacht sagen. Was wird meine Leibgarde tun?“

„Wir werden abwechselnd wachen,“ sagte Cravant.

Die junge Frau reichte allen die Hand und war bestürzt, als Torigny sie nicht nahm.

Diese Sonderbarkeit schrieb sie seiner Müdigkeit zu und verließ den Salon.

Als bald rief Cravant:

„Nennen Sie mich einen Lumpen und einen Esel; ich habe eine Ahnung, daß wir ruhig schlafen werden.“

„Haben Sie bemerkt, wie ruhig Margarethe war?“ fragte Sernhae.

„Nur Torigny ist finster heute abend,“ sagte Tessonnes.

Der junge Mann machte eine Anstrengung, um der Last, die ihm die Schultern beugte und ihm die Gesichtszüge verzerrte, Herr zu werden.

„Wenn Görtz, betrunken, ins Meer gefallen ist, lebt jemand, der ein Interesse daran hat?“ fragte er.

Die drei Männer sahen einander verstohlen an. Was, er rechnete mit dem Witwenum der jungen Frau? Auf welches Anzeichen?

„Davon wissen wir wenig,“ sagte Cravant. Es lebt jemand, der oft in ihren Träumen wiederkehrt, aber wir wissen weder, wie er heißt, noch wo er wohnt.“

„Ich werde es von ihr selbst erfahren,“ sagte André. „Gute Nacht.“

Und er ging auf sein Zimmer.

Jetzt konnte Margarethe in Frieden schlafen; sie würde in der Nacht nicht mehr das Motiv des Zauberhorns pfeifen hören. Er aber würde immer den furchtbaren Schrei hören, den der Unglückliche aus-

stieß, als er auf die Strandklippe fiel.

Wie die Muschel in ihren Windungen das Rauschen des Meeres bewahrt, so würde sein Herz den krampfhaften Schmerz bewahren, einem Leben das Ziel gesetzt zu haben, ohne daß er sich mit einem rasenden Verlangen entschuldigen konnte. Infolge einer Verblendung seines Hochmutes hatte er sich zum Richter aufgeworfen. Ritter einer jungen Dame, war er in Wirklichkeit nur der feige Mörder eines unbekanntem Menschen. Mit welchem Recht hatte er den Grafen getötet?

Die Müdigkeit hemmte das Fieber seines Gedankens; der Körper brachte die Stimme der Seele zum Schweigen, und der junge Mörder entzog sich für einen Augenblick seiner Gewissensqual.

XII.

André Torigny schlief wie ein Gerechter. Die starke geistige wie körperliche Anspannung hatte das Bewußtsein gelöscht, und wenn er Alptrüben gehabt hatte, so erinnerte er sich beim Erwachen nicht mehr daran.

Er war erstaunt, da er an der Wand große Schränke sah, und das erinnerte ihn daran, daß er nicht im Hotel geschlafen hatte; seine Gedanken wurden plötzlich düster und schlugen die alte Richtung wieder ein.

Seine Uhr zeigte elf. Er sprang aus dem Bett, in der Furcht, zum Frühstück zurückgehalten zu werden und aufregende Fragen beantworten zu müssen. Er kleidete sich hastig an und eilte die Treppe hinunter. Cravant rief ihn an in dem Augenblick, als er den Flur erreichte.

„Torigny, Sie essen nicht mit uns?“

„Nein, nein, rief er, auf heute abend!“

Und er schloß die Haustür fieberhaft.

Herrlich schien die Sonne.

Er machte den Umweg, obwohl der lang war, um den Pfad zu vermeiden, den unheilvollen.

Im Hotel beeilte er sich, sein Bett in Unordnung zu bringen.

Während er seine Toilette machte, klopfte Germain: dieser Kellner war schwatzhaft.

„Wissen Sie, Herr Torigny, der fremde Herr ist nicht wieder erschienen: der Wirt weiß nicht, was er denken soll. Wenn der Fremde einen Ausflug macht, hätte er es sagen müssen.“

„Allerdings.“ meinte der junge Mann, sich abtrocknend.

Die Glocke zum Frühstück läutete.

„Zum zweiten Male.“ sagte Germain.

Torigny stieg eilig die Treppe hinab.

Im Speisesaal hielt ihn die alte Dame von gestern an, als er an ihr vorbeikam.

„Nun, mein Herr, können Sie uns etwas über den geheimnisvollen Fremden sagen? Kennt ihn Frau Jedlese?“

„Ich weiß nichts, meine Dame, und ich muß Sie um Verzeihung bitten: ich habe ganz vergessen, von dem Handlungsreisenden zu sprechen.“

„Sie sind nicht neugierig, mein Herr!“

„Ich war sehr müde, meine Dame; darum habe ich Ihren Auftrag vergessen.“

Er nahm seinen Platz ein, und das Frühstück verlief wie gewöhnlich.

Nachher wußte Torigny nicht, was er mit sich anfangen sollte. Er putzte sein Zweirad; blieb in dem Schuppen, um allein zu sein, fern von der Sonne; Kinder, die Verstecken spielten, zwangen ihn zum Gehen. Er ging an den Strand, und wie er so ging, kam er an die Stelle, wo er vor aelztzehn Tagen gesessen hatte, ruhig, mit reinen Händen und offenem Blick.

Der dramatische Sonnenuntergang, den er am er-

sten Tage seiner Ferien betrachtete, hatte ihm eine Tragödie vorausgesagt, und das himmlische Orakel hatte sich mit furchtbarer Schnelligkeit erfüllt. Er verwünschte die Eindrücke dieses schönen Abends, als er sein gesundes bürgerliches Leben für traurig und häßlich gehalten, als er dichterischen Gedanken nachgegangen und von Persönlichkeit geträumt hatte. In so kurzer Zeit, ohne daß ihn eine Leidenschaft verrückt machte, hatte er das schlimmste Verbrechen begangen; für eine Frau, die er nicht einmal begehrt hatte, war er Mörder geworden. Die Ritterlichkeit seines Gefühls verschwand, und er sah nur noch seine Narrheit.

Eine Hand berührte seine Schulter; er fuhr auf, blaß, das Auge plötzlich verstört.

„Wie nervös Sie sind!“ sagte Cravant. „Ich suchte Sie; wir wollen alle nach Ploumanach gehen.“

„Frau Margarethe wird nicht gehen.“ sagte Torigny bestimmt.

„Sie kommt schon.“

„Gehen Sie alle drei, aber Margarethe wird besser hier bleiben.“

„Warum denn, wenn ich bitten darf?“

„Wegen eines Traumes, den ich gehabt habe.“

„Sie sind ja ein wirklicher Somnambule, mein Freund.“

„Vielleicht. Bisher hat man sich gut dabei befunden, daß man auf mich hörte; man muß also fortfahren.“

Cravant betrachtete ihm lange. Seit Görtz erschienen ist, war der junge Mann rätselhaft geworden, wäre.

„In diesem Fall werden Sie gehen und Margarethe Gesellschaft leisten.“

„Ich werde gehen!“ sagte der junge Mann einfach.

„Zögern Sie nicht! Es ist unklug, sie allein zu lassen.“

„Am hellen Tage?“ erwiderte Torigny.

Für Cravant wie für die andern wußte Torigny etwas Entscheidendes, das er verschwie; und eine merkwürdige Ahnung überredete sie, die Laune des jungen Mannes zu ertragen und ihn nicht mit einer Frage zu bedrängen. Ohne die tragische Begegnung, die auf dem Pfad der Zollwächter stattgefunden hatte, zu ahnen, ohne etwas Bestimmtes auszusprechen, respektierten sie bei Torigny ein schwer zu tragendes Geheimnis, überzeugt, daß auf diese Weise dem Interesse Frau Margarethes gedient sei.

„Das Zimmer ist noch immer geschlossen und Görtz noch immer abwesend?“

„Ja.“

„Also, Torigny, zögern Sie nicht. Wir werden alle drei nach Ploumanach gehen, und Sie werden während dieser Zeit Frau Margarethe bewachen.“

Das ist meine letzte Mühe, dachte André, und ich würde mit Freuden darauf verzichten. Ich habe meinen Eifer erschöpft. Ein tiefer Groll ist ihm gefolgt. Ich kann dieser Frau nicht verzeihen, daß sie mir eine so wahnsinnige Aufopferung eingeflößt hat; und was ich noch tue, ich widme es der Reue und der Buße.

Niemals war Margarethe so schön gewesen; die Müdigkeit der Züge machte ihr Wesen, das dem eines mittelalterlichen Engels glich, noch rührender. Sie trug über einem Gewand aus weißer Seide einen großen Umhang aus venezianischen Spitzen, der ihren langen Hals frei ließ. Ihre blonden Haare waren wie ein Helm aufgelegt und gaben ihr das Aussehen einer Prinzessin aus dem Märchen.

Sie reichte ihm nicht die Hand, die er gestern nicht genommen hatte, aber sie empfing ihn mit Blick und Lächeln und einem zärtlichen Ton in der Stimme:

„Guten Tag, Freund.“

Der junge Mann schien unempfindlich gegen diese Toilette, die sie für ihn gemacht hatte.

„Guten Tag, Frau Margarethe. Im Hotel weiß man nichts. Das Geheimnis hütet die Schwelle jenes Zimmers; der Wirt läßt es wahrscheinlich heute abend öffnen.“

Er sagte das in einem gleichgültigen und nachlässigen Ton. Dann wechselte sein Gesicht den Ausdruck, seine Stimme wurde wärmer und sein Blick etwas heller.

„Frau Margarethe, ich bin Ihr Freund, oder vielmehr, Ihr Diener, mehr vielleicht als Sie denken. Ich habe ein Recht auf Ihr volles Vertrauen. Wenn ihr Gatte nicht wieder erscheint, wenn er, durch eine Fügung der Vorsehung, verschwunden ist . . .“

„Ach, diese Hoffnung kann ich nicht hegen; machen Sie mir sie nicht erst.“

„Man muß alles überlegen, und was man aufschreibt, läßt man oft zu seinem großen Schaden. Wenn also der Himmel, durch Ihre unschuldigen Tränen gerührt, Sie zur Witwe machte, lebt irgend jemand, der Ihnen teuer ist? Den dieses Witwentum sofort an Ihre Seite rufen würde; den Sie lieben, der Sie liebt, und den Sie von Ihrem Verkehr aus Tugend, aus zu großer Tugend ausgeschlossen haben?“

Die junge Frau blieb einen Augenblick bestürzt. Entweder redete Torigny irre, infolge einer Erregung, die seiner Natur widersprach, oder er wußte, was aus dem Grafen Görtz geworden war. Trotz der leidenschaftlichen Freude, die ihr die Freiheit einflößte, bewegte sie ein anderes Gefühl: sie empfand Unwillen, daß dieser vertraute Freund sich so entschieden nach dem Zustand ihres Herzens erkundigte und die Rückkehr des geliebten Mannes begünstigen wollte. Sie hatte, wenn nicht eine Liebe, so doch eine Zärtlichkeit einzuflößen geglaubt, die nicht so ganz selbstlos, nicht ganz so ruhig war.

„Wenn ich Ihnen bejahend antwortete, was würden Sie tun?“

„Ich würde Sie um den Namen dieses Mannes bitten.“

„Mein Freund, Sie bilden sich ein, was Sie wünschen: die gewöhnliche Wirkung jugendlicher Erregungen.“

Torigny schüttelte den Kopf.

„Ich bin nicht mehr jung,“ sagte er.

„Das ist ein Vorwurf! In meinem Schatten sollten Sie nach so wenigen Tagen gealtert sein? Ich wußte nicht, daß eine so niederdrückende Wirkung von mir ausgeht.“

„Ihre Freunde haben den Gang meiner Gedanken beschleunigt, aber ich beklage mich nicht darüber. Jeder findet sich zu einer bestimmten Stunde dem Baum der Erkenntnis gegenüber: ich habe das Wesen des Guten und Bösen entdeckt, und diese Entdeckung geschieht nicht ohne eine geistige Revolution. Lassen wir aber die wenig interessanten Erscheinungen meiner Entwicklung, und antworten Sie mir. Wenn Ihr Gatte sich mit einem Bauern geschlagen hätte und dabei getötet worden wäre, lebt jemand, dem Sie sagen würden: ich bin frei und kann Dich jetzt lieben?“

„Ich finde es kindlich, zu fragen, was man mit seiner Freiheit machen würde, bevor noch ein Zeichen diese Freiheit bestätigt hat. Görtz hat sich gesagt, daß die Anwesenheit dreier Gäste gefährlich für ihn ist, und er wird den Augenblick abwarten, wo ich allein sein werde. Er nimmt wahrscheinlich an, daß ich am Ende des Monats aufbrechen und meine Freunde mir nicht folgen werden.“

„Wenn es so ist, warum hat er seine Reisetasche in dem geschlossenen Zimmer gelassen?“

„Um mich in einem Zustand der Lähmung zu hal-

ten, um mir Furcht einzujagen und meine Nerven zu ermüden.“

Torigny schlug einen Seitenweg ein, um an sein Ziel zu kommen:

„Sie haben mich mit dem schmeichelhaftesten Vertrauen beehrt; Sie haben mir Ihr ganzes Unglück gesagt. Warum haben Sie mir Ihre Hoffnungen, verhehlt, Ihre Pläne von Glück, die man gegen seinen Willen macht, auch in der tiefsten Traurigkeit? Haben Sie auf einer Ihrer Reisen einen Mann getroffen, der mein Alter mit dem Geist eines Cravant, eines Serniac, eines Tessonnes vereinigt?“

„Ich muß Ihnen zuerst sagen, daß Ihre Bescheidenheit das Verdienst meiner Freunde übertreibt. Geistig sind Sie ihnen ebenbürtig, und Sie haben mehr Entschiedenheit und Eifer gezeigt als alle drei zusammen!“

Torigny verbeugte sich ein wenig vor dieser Lobrede; vor dem furchtbaren Ereignis hätte sie ihn entzückt, jetzt aber machte sie ihm keine Freude mehr.

Betrübt von seiner Kälte, die ihrer ganzen Liebenswürdigkeit widerstand, fuhr sie fort:

„Obgleich zwischen uns nur Freundschaft gewesen ist; obgleich ich Sie mit reinem Auge angesehen habe, wie Sie mich; obgleich ich nicht mehr kokett gewesen bin, als Sie galant; obgleich Ihr Gefühl, so wie Sie es mir erklärt haben, ein romantischer Kult, ein Ritterdienst gewesen ist; obgleich mein Gefühl sich auf eine lebhafte Dankbarkeit für so redliche, so ehrbare, so edle Opfer beschränkt hat; Sie sind ein junger Mann, und ich bin eine junge Frau. Sie sind zwanzig Jahre, und ich bin fünfundzwanzig, und ich glaube Sie in einem Ihnen selbst unbekanntem Winkel Ihres Herzens zu verwunden, wenn ich Ihnen von dem Manne spreche, den ich lieben kann; von dem innigst Vertrauten, der von einem Leben Freunde wie Ritter verbannt.“

Er antwortete mit einer ausweichenden Gebärde: „Ich kann nur noch eine Woche, höchstens zwei, an Ihrer Seite verbringen! Ich habe also nicht einmal die Zeit für eine selbststüchtige Absicht. Ich habe nur an Sie gedacht: es ist schon zu spät, daß ich an mich denke.“

Und hartnäckig fragte er wieder:

„Existiert niemand, den Sie zu sehen wünschen, sobald sie Witwe geworden sind?“

Sie wurde verstimmt.

„Wenn ich nicht vernünftig wäre, würden Sie mich reizen, daß Sie unaufhörlich mit dem Tode eines Mannes rechnen der sich außerordentlich wohl befindet und seine Pläne nur verschoben hat.“

„Sie weigern mir dieses Vertrauen?“

„Ich bin erstaunt, daß Sie mit solcher Beharrlichkeit darum bitten . . .“

Sie wurde lebhaft:

„Zwischen uns ist ein Geheimnis, Torigny, und Sie lassen es an Vertrauen fehlen. Ich kenne Ihre Augen nicht wieder. Die sehen mich mit einem Ausdruck an, der mich peinigt. Ihre Augen, die solche Schmeichler waren.“

Unmöglich konnte die junge Frau die Veränderung, die vorgegangen war, begreifen. Torigny betrachtete sie ohne Freude, denn er sah den Leichnam auf dem Strande, und er fühlte, daß ihm die Betrachtung der Frau Margarethe zu viel gekostet habe. Der Groll, daß er seine Zukunft aufs Spiel gesetzt hatte, machte ihn unempfindlich gegen die Schönheit und die Liebe der jungen Frau; und das Bewußtsein, ihr Leben befreit zu haben, machte ihn vollends unerklärlich kalt gegen alle Liebenswürdigkeit.

Als er sich zu solch einer wahnsinnigen Aufopferung erhob, daß er zum Mörder wurde, hatte sich

das Gefühl des jungen Mannes auf einmal erschöpft und regte sich nicht mehr.

Plötzlich gab Margarethe seiner Bitte nach:

„Den, den ich nicht mehr bei mir sehe, weil ich mich ihm gegenüber schwach fühle, ist jung, schön und . . . ein Ehrenmann. Ein Dichter, ohne Verse zu machen, fähig zu Meisterwerken, ohne eine Leinwand zu beschmieren, ein Freund der Musik, ohne zu komponieren, besitzt er Verständnis für alles, verlang aber nichts. Er spricht von meiner Schönheit ebensogut wie Sernhae und von der Menschheit ohne Bitterkeit. Weder Beruf noch Ehrgeiz: er lebt bescheiden in einer stillen Stadt, liest und sammelt; er spart, um nach Paris fahren und einige Meisterwerke hören zu können. Mit einem solchen Menschen würde ich Weib sein, Geliebte und Muse. Sein Kunstsinu gibt einen natürlichen Rahmen für die Liebe, und ich würde seine große Leidenschaft werden. Ich habe ihn getroffen, wie ich alle getroffen habe, auf der Reise, auf einem Bahnhof. Ich bin nach Beauvais gekommen, um sein Leben zu beobachten, ohne da ß er etwas davon geahnt hat; ich habe mich aufs Genaueste unterrichtet. Er hat alle die Eigenschaften für die Liebe wie für die Ehe.

„Liebt er Sie?“ fragte Torigny.

Sie sah ihm mit aufrichtigem Erstaunen in seine klaren Augen.

„Es gibt nur zwei Menschen, und zwar sehr verschiedene, der eine aus der Finsternis, der andere aus dem Licht, die mich nicht geliebt haben: Görtz und . . . Sie.“

„Niemand hat Ihnen ein so unegoistisches Gefühl gewidmet wie dieser kleine Kandidat.“

„Und das ermüdet und reizt mich. Sie wachen über mich mit einem unvergänglichen, aber kalten Eifer: ohne daß er etwas davon geahnt hat; ich habe mich anzulächeln. Man könnte sagen, daß sie eine Pflicht erfüllen.“

„Eine ideale Pflicht, ja! Kehren wir zu ihrem Verlobten zurück.“

„Ich habe keinen Verlobten, da ich nicht Witwe bin: auch ist einige Zeit vergangen, seit ich Ermont zuletzt gesehen habe.“

„Ich kenne Beauvais: wo wohnt er?“

„Rue du Chapitre, ein altes Haus mit Figuren.“

„Die Straße ist kurz?“

„Ja, sie mündet am Chor der Kirche.“

„Ich sehe. Und hat er Ihnen nichts Charakteristisches gesagt? Hat er Ihnen nicht einen Beinamen der Zärtlichkeit und Bewunderung gegeben?“

„Er nannte mich „Fiesolina“.“

Jetzt besaß Torigny das Wesentliche für sein Telegramm; er hätte es am liebsten sofort abgeschickt, aber die junge Frau fuhr in ihren vertraulichen Mitteilungen fort, nachdem sie einmal angefangen hatte:

„Es begann mit einem Gespräch auf einem Bahnhof, wo ich ihn um irgendeine Auskunft bat. Dann fuhr ich nach Beauvais und erkundigte mich nach ihm; als ich unterrichtet war, wagte ich ihn zu besuchen. Viel Bücher und eine Menge Bibelots, viel Geschmack und wenig Geld, das sah ich beim ersten Blick. Ich ließ mich auf einen alten geschnitzten Stuhl nieder und hörte ihm zu, bis die Nacht kam. Am nächsten Tage kehrte ich zurück; er sprach von Liebe: ich kehrte nicht wieder zurück, ich war bewegt worden. Das ist mein Roman. Sie sehen, daß es noch keine tolle Leidenschaft ist. Er gefällt meinem ganzen Ich: das ist sein großes Verdienst.“

Sie sprach weiter, verweilte bei den Einzelheiten, war aufrichtig.

Sobald es möglich war, stand Torigny auf und nahm Abschied, trotzdem sie ihn zurückhalten wollte.

Immer noch von seinem Verbrechen besessen, trieb ihn eine fieberhafte Eile, den hochherzigen Teil seiner dunklen Handlungen zu vollenden; auch wollte er seinen sozialen Frieden sichern.

Wahrscheinlich war Görtzens Leichnam nach Ploumanach getrieben, und die Freunde würden die Neuigkeit mitbringen; in zwei Tagen konnte Ermont da sein; dann würde er nach Rennes zurückkehren, für immer versöhnt mit dem bürgerlichen Leben und den provinziellen Sitten.

Auf der Post schrieb er dies Telegramm:

Herrn Ermont, Rue du Chapitre, Beauvais.

Wenn noch frei, kommen Sie mit nächstem

Zug Mönwenvilla, Badeort Perros bei Liannion, Fiesolina.

Ist der andere begraben, dieser angekommen, so kann ich in Frieden gehen! dachte er mit einer tiefen Bitterkeit.

XIII.

In Ploumanach gingen die drei Freunde zwischen ungeheuren Steinen von seltsamen Formen.

„Welches Problem stellen uns diese Steine mit ihrem furchtbaren Gewicht, die mit einer dämonischen Phantasie aufeinander getürmt sind. Die meisten zeigen die Form einer Sphinx. Sind es die frühen Werke der Atlanten aus der Zeit der großen Flut?“

Sernhae unterbrach Tessones.

„Es ist mir unmöglich, an ein anderes Problem zu denken als das des Görtz. Das Verschwinden dieses Mannes erklärt sich nicht; und ich verabscheue es, in etwas Unerklärliches verwickelt zu werden.“

„Warum hat Torigny uns nach Ploumanach geschickt? Warum war er so sehr dagegen, daß Frau Margarethe mitging?“

„Warum hören wir auf diesen Gelbschnabel wie Schüler auf ihren Lehrer? Ist das nicht noch seltsamer?“ bemerkte Cravant.

„Ich habe Durst,“ sagte Sernhae.

„Es ist nur ein Gasthaus am Anfang des Fleckens. Uebrigens, was machen wir hier, während wir so mit unseren Gedanken beschäftigt sind?“

Sie verließen die Zone der Steinriesen und setzten sich auf die Terrasse des Gasthauses.

Der Feldhüter kam vorbei, an seinem Schild und seinem Karabiner kenntlich.

Der Kellner, der gekommen war, um die Gäste zu bedienen, rief den ländlichen Vertreter der Polizei an.

„Und ihr Toter?“

„Hatte Papiere in einer fremden Sprache.“

„Von welchem Toten sprechen Sie?“ fragte Cravant.

„Von dem Ertrunkenen, den man heute morgen in der kleinen Bucht gefunden hat.“

Die drei Freunde sahen einander an.

„Rufen Sie den Feldhüter her, wir werden ihm seine Papiere übersetzen.“

Der Kellner lief dem Manne nach und sagte ihm, daß die Herren ihm die Papiere des Toten übersetzen wollten.

„Nicht gut für die Gegend. Geschichten von Ertrunkenen,“ sagte Tessones vertraulich, Schnell unter die Erde damit! Wollen Sie ein Gläschen nehmen? Das schlagen Sie nicht aus, was? Der Kellner sagt, der arme Kerl habe Papiere.“

„Die der Maire nicht lesen kann. Er hat mir gesagt: Geh' zu den Badegästen: von denen wird einer deutsch können.“ Aber es gibt kaum Badegäste in Ploumanach. Man kommt nur auf einen Tagesausflug dorthin. Hier sind die Papiere.“

Er zog aus der Tasche seiner Bluse eine feuchte Briefftasche und nahm Visitenkarten, Hotelrechnungen heraus.

Auf den Karten lasen alle drei zur selben Zeit: Graf Wilhelm Görtz von Vegstädt.

Der Feldhüter entfaltete ein beschmutztes Papier, das den Doppeladler trug.

„Das ist ein Paß, ausgestellt vom Polizeipräsidentium in Wien,“ sagte Cravant.

Und er fügte hinzu:

„Wenn es Ihnen dienlich ist, will ich Ihnen die Uebersetzung diktieren.

„Ob das mir dienlich ist! Man kann die Leiche nicht im Saal der Mairie lassen, aber wohin soll man damit? Sie hat zwei Tage im Meer gelegen und ist ganz aufgedunsen und ganz grün. Der Arzt von Trestignel hat den Totensehein ausgestellt. Es ist kein Verbrechen, sondern ein Unglücksfall. Er wird von der Klippe gestürzt sein. Ja, es ist anstreifend, sich mit einem solchen Todesfall zu beschäftigen,“ sagte der Feldhüter, als er sah, wie blaß die drei Männer geworden waren.

„Ja, beeilte sich Tessonnes zu antworten, wenn man bedenkt, daß er vielleicht zu seinem Vergnügen spazieren ging!“

„Schreiben Sie,“ sagte Cravant, schreiben Sie Ihr Protokoll:

Am 18. September 1903, elf Uhr morgens, wurde mir, dem Feldhüter der Gemeinde Ploumanach, von den Fischern Goffic (René) und Legoff (Louis), die beide zu Ploumanach wohnen, gemeldet, sie hätten, während sie den Köder für den Hummer legten, in der kleinen Bucht den Körper eines gut gekleideten Mannes schwimmen sehen und ihn aus dem Wasser gezogen. Nach ihrer Ansicht ist der Tod einen Tag vorher erfolgt. Ich habe die Leiche in den Saal der Mairie bringen lassen. Dort habe ich die Taschen durchsucht, ich fand eine Briefftasche, die Visitenkarten auf den Namen des Grafen Görtz von Vegstädt, Rechnungen und einen Paß auf diesen Namen enthielt. Der Paß, ausgestellt in Wien, der Hauptstadt von Oesterreich, datiert vom 13. September 1903, unter Nummer 3933, Register 96, bezeichnet den Toten so: Wilhelm Franz, Graf Görtz von Vegstädt, Leutnant im ersten Gardekavallerieregiment, zurzeit beurlaubt, geboren in Prag am 1. Mai 1873, wohnhaft zu Wien, Hiezorastraße 106.

„Der Tote gleicht der Beschreibung:

Alter: dreißig Jahre.

Größe: zwei Meter fünf.

Haare: blond.

Stirn: niedrig.

Brauen: blond.

Nase: groß.

Mund: mittelgroß.

Kinn: rund.

Gesicht oval.

Taint: rein.

Besondere Kennzeichen: Säbelsnarbe am Handgelenk.

„Danke,“ sagte der Feldhüter, nachdem er mühselig geschrieben und mehrere Male die Worte verdreht hatte.

Und der Feldhüter reichte Cravant diese Erklärung:

„Haben Sie den Totensehein?“ fragte Sernhac den Feldhüter.

„Hier.“

„Ich Unterzeichneter, Arzt zu Lannion, bin vom Feldhüter ersucht worden, den Tod eines Mannes auf der Mairie zu Ploumanach zu bestätigen. Der Tod ist nach meiner Ansicht vor mehreren Tagen eingetreten; verursacht ist er durch einen Fall auf die Felsen, wie aus einem ziemlich großen Spalt im Hinterkopf und einem Bruch des rechten Armes hervorgeht.

Eine Spur von Gewalt, durch eine Hand oder

„Der arme Teufel! Nicht lange mehr wird er den Blick der Christen auf sich haben. Gehen wir.“

„Und dann,“ sagte Cravant in demselben familiären Ton, „Ausländer oder nicht, es ist ein Offizier.“

„Oh, es war ein schöner Mann!“ sagte der Feldhüter.

Auf dem Hof der Mairie stiegen Kinder einander auf die Schulter, um das Fenster zu erreichen, durch das man die Leiche sehen konnte.

Der Feldhüter trieb den Schwarm in die Flucht, durch ein Werkzeug ausgeübt, habe ich nicht gefunden. Der Mann ist aus einer beträchtlichen Höhe auf die Klippen gefallen, und das Meer hatte ihn zwei Tage lang oder weniger gerollt, nach der Blähung des Bauches und den Schwellungen verschiedener Organe zu urteilen.

Dr. med. Pierre Nedelec.

„Noch ein Glas?“ fragte Cravant.

Und ein Feldhüter sagte freundlich:

„Wenn Sie den Toten sehen wollen, werde ich ihn Ihnen zeigen.“

zog einen schweren Schlüssel aus seiner Tasche, öffnete und trat höflich mit einem Lächeln zurück.

Auf einem Schultisch zu mehreren Plätzen war der Tote gebettet; der gebrochene Arm hing kläglich herab. Die frei einfallende Sonne hatte das Seewasser getrocknet, und ein Geruch nach Verwesung erfüllte den Saal.

Das war also der Mann, den sie so gehaßt hatten, der Henker Fran Margarethes. Was war von dem glänzenden Kavalier Wiens, wie ihn die jugendlichen Seiten des kleinen Albums schilderten, übrig geblieben? Ein großes Etwas, eine unordentliche und verbläbte Puppe. Das war also der Verföhler, den noch vor zwei Tagen Margarethie nicht glauben zu rückstoßen zu können; dieser übergroße Hampelmann in veilehenblauen und grünlichen Färbungen; dieser schmutzige und faulende Madensack; dieser große abgetane Hanswurst, der einen wachsenden Verwesungsgesuch verbreitete.

„Der Tod ist doch etwas Furchtbares,“ sagte Sernhac einfältig, nur um etwas zu sagen.

„Man muß ihn noch heute abend in den Sarg legen, meinte Cravant. Eine Nacht noch, und er kann Ansteckung verbreiten.“

Sie gingen. Der Feldhüter verließ sie, um dem Maire zu sagen, daß die Leiche die Luft verpestete.

„Gehen wir zum Pfarrer,“ sagte Cravant. Jedenfalls ist er tot; mehr konnte er nicht tun. Es ist nicht nötig daß er wie ein Hund in ein Loch geworfen wird. Vergessen wir nicht, wer ihn geliebt hat, und legen wir zusammen.“

Zu dreien brachten sie beinahe zweihundert Frauen auf.

„Damit werden wir in Ploumanach die erste Klasse haben,“ sagte Sernhac.

Sie fanden den Pfarrer bei seiner mageren Mahlzeit.

„Herr Pfarrer,“ sagte Cravant, „wir sind so neugierig gewesen, uns den Ertrunkenen anzusehen. Dieser Anblick hat uns erregt. Nach seinen Papieren stammt er aus guter Familie, und dann war er Offizier. Wir wollen für ihn tun, was man für uns tun soll, wenn wir sterben sollten wie er, in Folge eines unglücklichen Zufalls, fern von unserer Heimat. Hier ist eine kleine Summe für den Sarg und die Messe.“

Und er legte mehrere Goldstücke und eine Hand voll Silber auf den Tisch.

Für ein so armes Kirchspiel war es ein unverhoffter Fund.

„Meine Herren,“ sagte der Pfarrer. „Sie handeln als vollkommene Christen.“

„Vor allem, Herr Pfarrer,“ sagte Sernhac, „sa-



gen Sie nicht, daß Touristen die Beerdigung bezahlt haben. In dieser Zeit, wo man gegen die Religion erbittert ist, darf man keine Gelegenheit versäumen, das Ansehen der Geistlichkeit wieder zu heben; Sie erfüllen also unsere Absicht wie aus eigenem Antrieb und von Ihrem mageren Gehalt.“

Der Pfarrer hielt sie für Männer von großer Frömmigkeit.

„Meine Herren, Ihre Hochherzigkeit rührt mich.“

Und von einer gewissen Anmut fuhr er fort:

„Erlauben Sie mir, Ihnen ein kleines Andenken, nur ein ganz kleines, an Ihre barmherzige Handlung zu geben.“

Und er holte Medaillen der heiligen Jungfrau, die an einer Schnur aufgereiht waren.

„Angenommen, Herr Pfarrer; doch geben sie uns fünf statt drei.“

„Noch mehr, wenn Sie wollen.“

„Nein, fünf.“

„Ich werde mich mit dem Maire verständigen, meine Herren, und die Beerdigung wird morgen stattfinden. Für den Rest werde ich Messen lesen, fügte er hinzu, indem er das Geld auf dem Tische abschätzte.“

Die Freunde gingen, zuerst schweigend.

„Was werden wir sagen, wenn wir nach Hause kommen?“

„Ich wollte gerade danach fragen.“

„Torigny wird das entscheiden.“

„Warum hören wir unanhörlich auf die Ansicht dieses Burschen?“

Cravant blieb stehen.

„Tessonnes, Sie scheinen mir in diesem Augenblick sehr oberflächlich zu sein. Dieser Bursche hat mir gesagt, als ich ihn holte: Frau Margarethe wird nicht nach Ploumanach gehen, aber Sie drei werden dorthin gehen!“

„Er ist also ein Zauberer!“ rief Tessonnes.

Jetzt blieb Seruhac stehen.

„Ich wage nicht zu sagen, was mir durch den Kopf geht.“

Cravant packte seinen Arm und drückte ihn.

„Es gibt Fälle, wo man härter sein muß als der Stein auf dem Wege, um zu sagen, was einem durch den Kopf geht.“

Sie sprachen nicht mehr. Jeder wehrte sich gegen einen wahrhaft furchtbaren Gedanken, den sie nicht klar stellen konnten. Sie glaubten nicht, daß der junge Kandidat Görtz gestoßen habe, wahrscheinlich aber war er Zeuge seines Todes gewesen. Wie? Das blieb ein undurchdringliches Geheimnis.

In diesem Augenblick erschienen bei der Biegung zwei Gendarmen.

„Für Görtz!“ sagte Tessonnes.

„Ich erkenne den Wachtmeister von Perros.“

„Werden sie eine Untersuchung führen?“

„Sie wissen, daß ein Gast des Strandhotels seit zwei Tagen verschwunden ist, und sie werden ihn in dem Ertrunkenen von Ploumanach identifizieren.“

„Und da der Gast sehr wenig gesprochen hat, so wird man seine Worte behalten haben. Er hat gefragt, welcher Weg nach der Möwenvilla zu Frau Jedlesee führe. Man wird also kommen und fragen, ob wir ihn gesehen haben.“

„Gut! Ich war es, der dem verstorbenen Görtz öffnete. Also, wir haben ihn nicht gesehen,“ sagte Cravant.

„Als er den Pfad, der zur Villa führt, entlang ging, wird er gefallen sein.“

„Was wird Margarethe zu den Fragen des Wachtmeisters sagen?“

„Sie wird nichts sagen. Sie weiß nichts.“

„Aber sie weiß, welchen Namen sie getragen hat, und wenn man ihn ausspricht, diesen Namen des

Grafen Görtz von Vegstädt, so kann sie nicht verschweigen, da Bes ihr Gatte war.“

„Nun und? Welche Unannehmlichkeit sehen Sie darin?“

„Eine Leiche ist immer unangenehm, und die Toten wiegen schwerer als die Lebenden.“

„Schulmeister!“

Cravant blieb stehen.

„Kamraden, lassen wir den Humor für ruhigere Stunden. Es ist ausgemacht, daß die Sonne wärmt, das Meer schön ist, die Druidensteine noch immer an ihrer Stelle sind. Suchen wir nicht einzudringen in das, was nur für eine eitle Neugier von Bedeutung ist. Unsere Freundin ist befreit. Darüber müssen wir uns freuen. Der Rest steht in Gottes Hand.“

„Oder des Teufels!“ sagte Tessonnes.

Die drei Männer gingen weiter, ohne ihre Gedanken auszutauschen, die düster waren.

Als sie sich der Villa näherten, sagte Cravant:

„Achten wir auf unsern Gesichtsausdruck! Es ist der von Leichenbeschauern. Nehmen wir uns zusammen, Freunde, und wer trällern kann, trällere.“

Um mit gutem Beispiel voranzugehen, versuchte er, zu pfeifen, aber sein Mund war gepreßt, und der Ton kam nicht heraus.

XIV.

Im Hotel drehte sich das Tischgespräch um den Leichnam von Ploumanach. Alle waren darüber einig, daß der Ertrunkene mit dem Reisenden identisch sei, der nicht wieder erschienen war. Aber man wußte seinen Namen nicht, noch seinen Titel, noch Grad in dem österreichischen Herr. Was Cravant dem Feldhüter so bereitwillig diktiert hatte, war in Perros noch nicht bekannt geworden.

Wie war er auf die Klippen gefallen? Man fragte einander nicht danach. Man hatte ihm drei Flaschen Wein trinken sehen, und man wußte, daß er sich außerdem noch eine Flasche Rum auf sein Zimmer hatte bringen lassen. Das erklärte einen Fehltritt auf dem so gefährlichen Pfad der Zollwächter.

Die alte Dame, die Torigny schon gefragt hatte, wandte sich wieder an ihn.

„In der Möwenvilla müßte man Näheres wissen, da dieser Mensch dort zu tun hatte.“

Die Blicke richteten sich auf den jungen Mann, der keine Miene verzog.

„Sie sind nicht neugierig, Herr Torigny.“

„Im Gegenteil,“ antwortete der, „ich bin neugierig wie ein zukünftiger Mann des Gesetzes.“

„Wenn Sie neugierig sind, mein Herr, haben Sie nun gewisse Dinge zusammenzustellen. Frau Jedlesee ist Ausländerin, und der Ertrunkene war auch Ausländer. Seine erste Frage, als er ankam, war, ob die Dame allein sei oder Gäste habe; gleich nach dem Essen hat er sich hingesetzt, um einen Brief zu schreiben; den wollte er an seine Adresse bringen, und diese Adresse konnte nur die Möwenvilla sein. Wenn man also Frau Jedlesee fragte, erführe man, wer der Unglückliche war!“

Der junge Mann hätte die alte Frau erdrosseln mögen, wenn das in seiner Macht gestanden hätte. Die, entzückt über die Wirkung, die ihre Auseinandersetzung auf die Tafelrunde machte, fuhr fort:

Der Schlüssel dieses Rätsels ist in den Händen von Frau Jedlesee.

Der Haß, den die Provinzialin gegen die schöne, reiche, unabhängige Dame hegte, zeigte sich offen.

„Sie hätten einen guten Untersuchungsrichter abgegeben,“ meinte jemand.

„Herr Torigny hat noch nicht geantwortet,“ sagte die Dame triumphierend.

„Was soll ich antworten? Man hat mich, einen

Unbekannten, in einem Hause, wo man plaudert, wo man Musik macht, freundlich aufgenommen. Ich höre, ich danke, aber ich frage nicht.“

„Da sehen Sie, daß Sie nicht neugierig sind!“

„Doch, Madame, aber ich bin taktvoll und kenne meine Stellung.“

„Wovon sprechen Sie denn, wenn Sie nicht erzählen, was hier am Orte vorgeht?“

„Aber ich habe Ihnen schon gesagt, Madame, daß ich nur zuhöre.“

Man lachte.

„Sie sind ein Musterknabe, aber ich würde Ihnen nicht meine Tochter geben.“

„Sie würden hoffentlich warten, bis ich Sie darum bitte.“

„Und Sie würden nicht darum bitten, wollen Sie sagen?“

„Das würde von dem Reiz Ihrer Tochter abhängen.“

„Und der müßte groß sein, wenn er die Schwiegermutter erträglich machen soll, nicht wahr?“

„Wenn Sie es selber sagen, muß ich Ihnen wohl glauben.“

„Sie sind etwas impertinent, mein Herr.“

„Hier hat sich niemand über mich zu beklagen gehabt.“

„Ich beklage mich.“

„Worüber?“

„Man ist meinem Alter Respekt schuldig.“

„Habe ich Sie denn beleidigt?“

„Durch Ihren Ton: Für Sie muß man Ausländerin und musikalisch sein.“

„Ich habe nicht daran gedacht, Madame, daß Sie auf meine Huldigungen rechneten!“

Da die Dame eine Lästertzunge und Verleumderin war und jeder unter ihren Bosheiten zu leiden gehabt hatte, zeigte die Tafelrunde eine geheime Feindseligkeit, indem sie bereitwillig lachte.

Da Torigny von Anfang an sah, daß er keinen Waffenstillstand erreichen würde, hatte er sich entschlossen, die Provinzialin aufzubringen, um sie so bald wie möglich auf ihr Zimmer zu scheuchen.

Die aufgebrachte Alte ließ einen Blick der Verachtung über den Tisch schweifen; auf dem Gesicht eines Kindes bemerkte sie eine Grimasse; und sie fuhr die Mutter an.

„Meine Dame, Ihr kleiner Affe erfrecht sich, mir eine Grimasse zu schneiden.“

„Sie dürfen mein Kind nicht Affe nennen.“

Der Vater kam dazwischen.

„Was, ich soll der Vater eines Affen sein, meine Dame?“

„Sie sind es!“ kreischte die Alte.

Und sie erhob sich, stolz und aufgebracht.

Die stummen Streiterinnen hatten abgelenkt.

Die einen gingen in ihre Zimmer hinauf, die andern in den Salon hinüber.

Es schlug neun Uhr, Torigny atmetete auf: der Wachtmeister würde nicht mehr kommen.

Er verließ das Hotel. Als bald tauchte jemand auf. Es war Cravant.

„Ihre Träume sind keine Schäume, sondern wirkliche Weissagungen. Unsere Freundin kann jetzt ruhig schlafen.“

„Ich glaube es,“ erwiderte der junge Mann.

„Ich glaube es wie der heilige Thomas, weil ich es gesehen habe.“

Und er erzählte ihm die Begegnung mit dem Feldhüter, die Redaktion des Protokolls, den Besuch beim Pfarrer von Ploumanach.

„Wir haben Margarethe nichts gesagt,“ schloß er.

Der junge Mann hatte zugehört, ohne irgendeine Bemerkung zu machen, und Cravant fügte ohne Uebergang hinzu:

„Jetzt habe ich Ihnen etwas anderes mitzuteilen, das ebenso ernst ist. In einem Wort wie in tausend: Margarethe ist in Sie verliebt. Oh, ich weiß, daß Margarethe die Ehrbarkeit verkörpert, und daß man, spricht man von ihr, nicht an Sünde denken darf; aber, ohne zu wissen, was zwischen Ihnen und ihr heute vorgegangen ist, haben wir sie bei unserer Rückkehr sowohl unruhig wie begeistert gefunden: bereit, in Ihnen den Künftigen zu sehen, sobald sie erfährt, daß sie frei geworden ist.“

„Mein lieber Cravant, Sie irren sich. Das sind nur Regungen einer leeren Gefallsucht, nur Aeusserungen gegenstandsloser Leidenschaft.“

„Eine solche Kunde nehmen Sie mit dieser unerklärlichen Kälte auf?“

Torigny berührte seine Schulter.

„Diese Felsen werden schmelzen und sich in Wellen verwandeln, und diese Welle wird sich zu einer Klippe versteinern, ehe ich daran denke, sie zu lieben, noch von ihr geliebt zu werden. Zwischen uns ist ein Abgrund, den sie nicht sieht, den sie hoffentlich nicht sehen wird.“

„Sie kommen doch in die Villa? Sie hat ein Ballkleid und ihre Diamanten angelegt!“

„So muß sie weniger schön sein.“

„André, machen Sie kein böses Gesicht zu dem höchsten Glück, das einem Mann werden kann.“

„Hören Sie,“ sagte Torigny, „ich habe an Ermont telegraphiert, so schnell wie möglich zu kommen.“

„Sie meinen diesen Unbekannten?“

„Ja!“

„Wie haben Sie seinen Namen erfahren?“

„Ich habe ihn von ihr selbst erfahren.“

„Sie lieben Margarethe nicht? Ist das zu begreifen?“

„Das ist sehr begreiflich. Ich mag ihr Leben nicht, und sie möchte meines nicht. Glauben Sie, ich sei, weil eine Frau meine zwanzig Jahre mehr als mich selbst anlächelt, so unbesonnen, daß ich mich Menschen gleich stelle, die mir überlegen sind? Weil ich in der Sommerfrische eine glückliche Begegnung habe, glauben Sie, ich vergesse in einem Monat meine bürgerliche Herkunft und meine provinzielle Zukunft? Margarethe ist zu schön für André Torigny. Dieser blaue Vogel paßt nicht für einen Mann, der zum Advokaten bestimmt ist.“

„Die Gendarmen!“ sagte Cravant.

In die erleuchtete Türöffnung des Hotels traten der Wachtmeister und sein Gehilfe.

„Zum Glück sind fast alle Gäste in ihren Zimmern.“

„Was fürchten Sie? Da die Gräfin gerichtlich von ihrem Gatten getrennt ist, hat sie keinerlei Verantwortung für die Spaziergänge, die er am Rande der Klippen macht.“

„Ich sähe es am liebsten, sie verlasse Perros, ohne überhaupt etwas zu erfahren, erst in Paris erhält sie dann den Totenschein und hat sich nicht der Neugier dieses Badeortes ausgesetzt.“

„Welche Fürsorge für eine Frau, die man nicht liebt!“

„Ich liebe sie, wie man ein Meisterwerk liebt, aber nicht wie eine Frau, die man heiratet. Mein Roman gleicht keinem andern.“

Sie bringen mich außer Fassung, Torigny.

Der zeigte auf ein Fenster, das plötzlich hell wurde.

„Sehen Sie, sie dringen in das Zimmer des Toten. Werfen Sie Ihre Zigarre fort, Cravant, bleiben wir unbemerkt, wenn es möglich ist. Der Besuch des Wachtmeisters würde unserer Freundin kein Vergnügen machen.“

Sie blieben einen Augenblick still, ohne zu sprechen, und hörten, wie die Welle an den Sand

klatschte.

„Sehen Sie,“ sagte Torigny, „der Gendarm nimmt die Reisetasche des Grafen mit; sie kehren nach dem Flecken zurück. Acta est fabula.“

„Was werden sie in dieser Reisetasche finden?“

„Sie ist klein und kann nur Wäsche enthalten; er muß sein Gepäck in Paris gelassen haben; hierher ist er nur gekommen, um einen Handstreich zu unternehmen. Trinken wir etwas.“

„Ich will nichts, und man erwartet Sie.“

„Kommen Sie,“ sagte ich Ihnen: es ist notwendig, damit ich mich in unauffälliger Weise erkundigen kann. Wenn man dem Wachtmeister nicht gesagt hat, daß der Fremde nach der Möwenvilla fragte, so ist alles zu Ende, und ich möchte es vom Herzen haben. Da ist der Wirt in Person und sieht sich die Sterne an.“

„Guten Abend, Herr Lebidec, können Sie uns einen feinen alten Champagner geben? Der Herr ist Kenner.“

„Gewiß Herr Torigny.“

Und dann geheimnisvoll:

„Der Wachtmeister war eben hier.“

„So!“ erwiderte Torigny.

„Mein Gast ist ertrunken. Wie hatte er auch gezecht! Drei Flaschen zur Mahlzeit und die Flasche Rum, die man ihm aufs Zimmer brachte, leer, mein Herr, leer! Da ist es kein Wunder, daß er ausgeglitten ist.“

„Num, Ihnen bleibt seine Reisetasche.“

„Die Gendarmen haben sie mitgenommen. Das Bett war unberührt. Doch, wenn er auch nicht in dem Zimmer gestorben ist, es bleibt immer das Zimmer eines Toten. Ein Glück, daß es am Ende der Saison passiert ist. Sie glauben nicht, was solche Geschichten für einen Eindruck auf die Badegäste machen.“

Man brachte eine verstaubte Flasche, die der Wirt selber öffnete.

Cravant stieß einen Ruf der Ueberraschung aus über die Güte des alten Weins.

„Ich habe zwanzig Flaschen davon.“

„Ueberlassen Sie mir zehn,“ sagte Cravant.

Der Wirt begann seine Ware zu loben.

„Sehen Sie, er ist von 1880; ich kann Ihnen die Flasche nicht unter zwölf Franken lassen.“

„Senden Sie mir die zehn morgen nach der Möwenvilla: man wird sie dem Boten beahlen.“

„Wird geschehen, mein Herr.“

Und einschmeichelnd:

„Ich habe auch alte Weine.“

„Gut!“ sagte Cravant. „Schicken Sie mir zwölf verschiedene Flaschen mit der Quittung. Ich bezahle immer bar.“

Die beiden Männer erhoben sich.

„Ich danke Ihnen, Cravant,“ sagte Torigny.

„Sehen Sie, ich bin kein Dummkopf: dieser Schelm wird morgen den zehnfachen Preis seiner schlechten Ware einziehen; und er wird sich hüten, zu sagen, daß der Unbekannte nach dem kürzesten Weg gefragt hat, der zur Möwenvilla führt.“

„Sie haben nie den Umweg gemacht?“ fragte Torigny.

„Aber man erwartet uns,“ bestand Cravant.

„Ich habe noch mit Ihnen zu sprechen: beim Gänsemarsch kann man nicht plaudern.“

Cravant versuchte keinen weiteren Einwand. Bemerkte er, daß es André widerstrebte, den Pfad Zollwächter zu gehen, oder war er verduzt, daß Torigny die Liebe der Margarethe zurückwies?

Der junge Mann erklärte sich so:

„Iren Sie sich über die menschliche Seele so sehr, daß Sie mich zu dem größten Fehler verleiten wollen? Was Margarethe Ihnen auch gesagt

hat, es bedeutet nur augenblicklich Weichheit. Sie ahnt, daß sich ihr Leben erholt, und, um ihre Befreiung zu feiern, zeigt sie mir Sympathie. Ein Gefangener wählt nicht das Ziel seines ersten Spaziergangs: wenn er sich nur unter dem Himmel, im Licht ergeht, jauchzt er auf. Diese Gefangene hat nicht André Torigny gewählt: sie übt nur ihre Freiheit, indem sie an ihn denkt; sie sieht in mir einen möglichen Freier, um überhaupt einen Freier zu sehen: ich bin nur die Puppe für ihren Wunsch, nicht mehr. Eine edle Seele, mißt sie mir viel Verdienst zu in der Krisis, die wir durchgemacht haben. Sie findet es großartig, daß ich Ermont ihre Freiheit melden wollte. In ihren Augen bin ich mit verschiedenen Reizen geschmückt: besonnen im Handeln, hochherzig im Fühlen, und diese Tugenden werden von den Wänden ihres Salons eingeraht, von ihrer relativen Einsamkeit; es sind Verdienste von Perros-Guirec, die einen Transport nicht vertragen würden.“

Auf diese Ironie schüttelte Cravant den Kopf. Er verzichtete darauf, die Seele des jungen Mannes zu begreifen.

„Diese beiden Wochen sind für mich die seltsamsten meines Lebens,“ sagte er.

„Für mich ebenfalls,“ antwortete Torigny.

XVI.

Die Psychologen sind zu keiner Entdeckung gekommen, weil sie einen Canon herausgegeben haben, ähnlich dem der Zeichenakademien. Die theoretisch aufgefaßte Seele hat ihnen die wirkliche Seele verborgen.

Die angewandte Seelenkunde ist die Kunst, die Punkte zu unterscheiden, wo sich das Individuum von der Art trennt, die Punkte der scharf ausgeprägten Eigentümlichkeit des Empfindens; ferner die, durch welche es sich von seiner Zeit und seiner Umgebung unterscheidet.

Margarethe war tugendhaft und leidenschaftlich, und ebenso leidenschaftlich wie tugendhaft. Sie nahm ein Leben der Verzweiflung hin, um nicht mit ihrem religiösen Glauben in Widerspruch zu geraten: aber sie suchte die Liebe mit der Aufrichtigkeit ihrer Jugend. Sie verbannte aus ihrem Verkehr den Mann, der ihr gefiel, und lebte kameradschaftlich mit vier Männern, die keine Gefahr für ihre Tugend waren. Sie hatte die reinsten Grundsätze, aber keine Vorurteile.

Sie hätte nicht zu sagen gewußt, warum sie sich so dankbar gegen den jungen Advokaten fühlte. Dieselbe Ahnung, die ihr Andrés tiefes Gefühl vertrat, trieb sie dazu, ihm eine Dankbarkeit zu zeigen, welche die ihr bekannten Tatsachen nicht rechtfertigten.

Wir geben zuweilen Antwort auf Worte, die wir nicht gehört haben; unsere Handlungen selbst werden von Erscheinungen angeregt, die wir nur undeutlich wahrnehmen: könnte man sie deutlich aussprechen, wären wir erstaunt. Diese Wirkungen des Unbewußten lenkten die Phantasie Margarethes, die sich zu Ehren Torignys geschmückt hatte.

Er war mehr erstaunt denn geblendet, als er sie im Balkkleid sah: Diamanten um den Hals, Armbänder, ein Diadem in den Haaren. Er sah in diesem unzeitigen Apparat eine Kindlichkeit; auch machte sie sich dadurch anderen gleich. Obgleich sie von Jugend strahlte und in dieser Erscheinung auf einem Ball ein Gemurmel der Huldigung hervorgerufen hätte, verlor sie doch den unvergleichlichen Reiz der Unwirklichkeit und ihre der Einbildungskraft so kostbare Ähnlichkeit mit der Form mystischer Statuen.

Die drei Freunde konnten den Toten nicht vergessen, wie er dort auf dem Schultisch lag, und sie

sahen nicht heiter aus. Doch Margarethe bemerkte ihre düsteren Mienen nicht. Ein Kitzel der Jugend, ein Bedürfnis zu glänzen, eine Art von Lebensräusch trieb sie zu dieser verschwenderischen Schaustellung ihrer Person. Sobald Torigny erschien, sah sie nur noch ihn, bewillkommnete ihn, zog ihn beiseite, überhäufte ihn mit Blicken und Lächeln. Und er sagte sich: „Auf mein Wort, sie ahnt alles, und sie weiß nicht, wie sie ihre Dankbarkeit ausdrücken soll.“ Doch dieser Gedanke setzte die junge Frau herab. Sie hätte den Mörder ihres Gatten fliehen können.

Augenblicklich litt er fast nicht mehr. Ueber die Ehre seines Namens und den Frieden seines Lebens beruligt, nachdem er den Gendarmen die Reisetasche des Toten hatte abholen sehen; in seinen Skrupeln beschwichtigt, nachdem er das Telegramm nach Beauvais abgesandt hatte, gab er seine gezwungene Haltung auf. Ebenso sehr aus Selbstsucht wie aus einer Lust an Analysieren, welche die Ereignisse bei ihm entwickelt hatten, überlegte er, wie er der kleinen Provinzialin, die seine Frau sein würde, etwas von dem strahlenden Glanz der Margarethe geben könnte. Noch wirkte dieses Wesen auf ihn, nachdem zwanzig Tage vergangen waren; in zwanzig Monaten würde er dagegen unempfindlich sein; wenigstens glaubte er es.

„Ich habe mich für Sie geschmückt, Torigny; aber Sie sind unempfindlich gegen weibliche Anmut.“

„Ihre Anmut ist mehr! Ich werde Schönheiten wiedersehen, vielleicht besitzen; nie werde ich die heroische Schönheit wiederfinden, die die Ihre ist; und weil sie heroisch ist, darf ich sie nur als eine Dichtung betrachten, sie wird für mich der Widerschein eines Traumes bleiben.“

Margarethe fuhr fort:

„Soviel Bewunderung verbirgt ein tiefes Mißtrauen. Ich habe Ihnen einen schönen Luxusvogel herausgeputzt, dessen Gefieder man betrachtet, dessen Gesang man hört: Sie aber sprechen mir die Eigenschaften der Gattin ab. An meiner Seite denken Sie an die Frauen der Provinz, die keine Verwicklungen kennen, keine Ansprüche machen, die ihren Gatten ein ruhiges Leben bereiten. Nun! Sie täuschen sich. Nichts ist einfacher in der Welt, als das Herz einer Frau, die romantisch zu sein scheint. Dieses Herz, das man sich als sehr anspruchsvoll vorstellt, begnügt sich mit Wenigem, es kann sich bescheiden.“

André fragte sich, wie diese Frau, die ihn nicht liebte, dazu kam, die Kokette zu spielen, und zwar mit solcher Anfrichtigkeit. Er würde sich jede freundliche Regung von seiten Margarethes als einen verhassten Erfolg des Verbrechens bitter vorgeworfen haben.

Nachdem er den Grafen getötet hatte, war er der einzige Mann auf der Welt, der nicht um Margarethe freien konnte; und weil er das war, drang Margarethe mit einer Beharrlichkeit auf ihn, welche die Freunde in Erstaunen setzte.

Während die junge Frau ihn anlächelte, fest entschlossen, ihm zu gefallen, rechnete er die Züge aus, die Ermont benutzen konnte, wenn das Telegramm ihn zu Hause getroffen hatte. Nur noch einen Tag war er gebunden, dann konnte er nach Rennes zurückkehren; und dort würde er vielleicht die Stunden von Perros vergessen, die eine Minute mit Blut befleckt hatte.

Der aufreizenden Liebenswürdigkeit der Witwe setzte er eine wirkliche Befangenheit entgegen: jeden Augenblick kehrte ihm die Erinnerung an sein Verbrechen zurück wie ein heftiger Schmerz.

„Kommen Sie morgen früh mit, Torigny?“ fragte Sernhac. „Wir machen einen kleinen Spaziergang.“

Er sah sie erstaut an, und Tessonnes flüsterte

ihm, während Margarethe ans Piano ging, schnell zu.

„Um der Totenmesse beizuwohnen.“

„Nein, nein,“ sagte lebhaft der junge Mann, der bei dem Gedanken, den Sarg zu erblicken, zusammenfuhr.

„Worauf sagen Sie so heftig nein?“ fragte die Witwe.

Ein Schweigen folgte dieser Frage. Sie wandte sich an ihre alten Freunde.

„Sie haben von Ihrem Nachmittage in Ploumanach den Humor von Leichenbeschauern mitgebracht.“

„Von Leichenbeschauern, wirklich?“ spottete Cravant.

„Sie lachen unheimlich.“

„Das Lachen,“ begann Tessonnes, „ist eine krampfhaftige Erscheinung, die noch völlig geheimnisvoll ist.“

„Zu selten hier, muß ich gestehen,“ sagte Margarethe. „Die Männer haben nicht unsere Kraft, zu reagieren. Wir verwinden die Gemütsbewegungen: wir wissen uns aufzurütteln. Ihr Männer aber braucht, einmal in eurem Gefühl getroffen, viel Zeit, um euch wieder zu erheben.“

„Elut uns das, oder ist es ein Tadel? Weniger leicht gerührt, bewahren wir die Erregung länger.“

„Eure Empfindung ist nicht so reich wie unsere; wir leben in steter Erregung, wir Frauen, während ihr eure Tränen zählt, eure Bedenken abschätzt, mit einem Wort hansaltet.“

„Die Leidenschaften verbrauchen den Mann viel mehr als die Frau,“ sagte Tessonnes, „weil die Leidenschaft die wahre Uebung ihrer inneren Kräfte ist; für uns ist es eine Verwirrung.“

„Doch begehen wir ebensoviel Torheiten wie Ihr!“

„Ist das so sicher? Haben junge Mädchen aus Ihrer Bekanntschaft Ihre Narrheit für den Grafen nachgeahmt? Sie können keine nennen. Wir alle aber kennen Männer, die sich für eine Frau, die sie nicht liebte, ruiniert haben.“

„Oder sogar die sie nicht liebten,“ sagte Torigny.

„Zum Beispiel? Sich ruinieren, ohne zu lieben, das ist doch unbegreiflich.“

„Sie glauben nicht, daß man sein Leben oder sein Vermögen oder seine Freiheit für eine Frau aufs Spiel setzen kann, von der man nichts will.“

„Nein, ich glaube es nicht. Ein Grund für die Aufopferung muß vorhanden sein.“

„Würde der Trieb Aufopferung selbst nicht ein Grund sein?“

„Nein, er kann nur eine Folge sein. Wie harmlos Sie sind, Torigny. Sie ersinnen Seelenzustände, die an Idealität selbst die Dichtung übertreffen. Die vollkommensten Ritter haben nie einen Lanzenstoß abgegeben, ohne auf eine Belohnung zu hoffen, die sie, glaube ich, Liebessold nannten. Und wenn ich Ihnen meinen letzten Gedanken sagen soll: wer eine so große Gefahr liefe, ohne einen großen Wunsch zu haben, wäre in meinen Augen ein großer Tor.“

„Wirklich,“ erwiderte Torigny, „so denken Sie!“

In diesem Augenblick verlor Margarethe für ihn ihren letzten Zauber. Er wußte nicht, daß die Frau nur die Liebe als begeisternde Kraft begreift, aber nicht die platonische Liebe, die, alle Erscheinungen umfassend, sich mit keiner begnügt, sondern die Liebe, wie sie der Bauernbursche und das Landmädchen empfinden, wie sie der Zeitungsroman und die Romanze ausdrücken. „Ein großer Tor“ der Mörder von der Klippe, der junge Mann, der sich an der reinsten Idealität berauscht hatte, der Mystiker seiner so tragischen Hingebung!

Er erhob sich, entschlossen, nicht wieder nach der Villa zu kommen, und die zu vergessen, die ihm so leichtsinnig ein Verbrechen mit einem Schimpfwort bezahlte.

XVII.

Am nächsten Morgen las man im „Boten der Bretagne“ unter der Abteilung Ploumanach:

„Gestern haben Fischer die Leiche eines Mannes aus dem Wasser gezogen, die ungefähr achtundvierzig Stunden getrieben haben muß.

Die Leichenschau, die Doktor Nedelec vornahm, hat ergeben, daß der Tod durch einen Fall auf die Felsen eingetreten ist.

Man hat in der Briefftasche des Toten einen Paß gefunden, dessen Signalement der Leichnam entspricht.

Dieser Unglückliche nennt sich nach seinen Papieren Wilhelm Franz Graf Görtz von Vegstädt. Er war Leutnant im ersten österreichischen Gardekavallerieregiment und zur Zeit beurlaubt.

Der ehrwürdige Pfarrer von Ploumanach hat die Unglücklichen die Messe gelesen: man hat ihr im Gemeindefriedhof beerdigt, in der Erwartung, daß die Familie die Katastrophe erfährt und ihren Willen äußert.“

Kein Lokalblatt kam in die Möwenvilla, und Torigny, der auf dem Wege die drei Freunde erwartete, die von der Beerdigung des Grafen Görtz zurückkehren mußten, fühlte, wie sein Wunsch zu fliehen wuchs. Eine Neugier hielt ihn noch zurück. Er wollte diesen Ermont sehen, dem er Margarethe gab.

Als er die drei Freunde bemerkte, stieß er einen tiefen Seufzer aus: die Erde hütete das Geheimnis seines Verbrechens.

Sie waren ebenso ernst wie gestern.

„Wie würden sie erst sein, wenn sie an meiner Stelle wären? dachte er.

„Ich werde heute abend vielleicht abreisen, meine Freunde,“ sagte er. „Es ist nicht nötig, es Frau Margarethe zu sagen. Ich habe Ihnen einen dringenden Rat zu geben. Gehen wir an den Strand.“

„Sie wollen so unvermutet abreisen?“

„Mein Vater ruft mich zurück. Er braucht mich. Er ist krank und kann seine Praxis nicht wahrnehmen. Ich muß gehorchen, um so mehr, da ich nur einige Tage opfere. Uebrigens muß Frau Margarethe auch abreisen, und Sie werden sie dazu drängen. Es geht nicht, daß sie am selben Orte bleibt, an dem ihr Gatte gestorben ist. Sie werden ihr ihre Befreiung erst mitteilen, wenn sie in Paris ist. Sie werden alsbald den Totenschein verlangen, und Sie werden dafür sorgen, daß eine Summe abgesandt wird für einen passenden Grabstein.“

Sie hörten ihn neugierig an, wie Menschen, die aufs Begreifen verzichten haben und alles hinnehmen.

„Da Margarethe Witwe ist, habe ich an den gedacht, den sie mit ihrer Freiheit erfreuen wollte, als sie sie noch nicht hatte. Ich habe in ihrem Namen an Ermont telegraphiert.“

„Wer ist dieser Ermont?“

„Das ist dieser glückliche Sterbliche, an den sie seit langem denkt, ohne davon zu sprechen. Sie hat mir selbst seine Adresse gegeben. Wenn er sich nicht verheiratet hat, verliebt ist oder sich auf Reisen befindet, so werden Sie heute den Verlobten Margarethes sehen.“

„Mein Lieber, Sie werden verrückt,“ rief Cravant aus. Bisher haben wir Sie wie ein Orakel angehört. Dies aber überschreitet die Grenzen. Sie haben in ihrem Namen telegraphiert?“

„In meinem eigenen konnte ich es doch nicht.“

„Sie bringen einen unbekanntem Mann an die Seite einer Frau, die vor Leidenschaft zittert, ohne sich zu fragen, ob das nicht ihr Unglück sein wird.“

„Eine Frau täuscht sich nicht zweimal,“ sagte

Torigny.

„Wo haben Sie diese bestimmte Erfahrung gemacht?“

Torigny machte eine Bewegung der Ungeduld und fing wieder an:

„Was nützt es, daß das Schicksal sich günstig zeigt, wenn man von seinem guten Willen nicht Gebrauch macht? Görtz ist tot! Was soll Margarethe tun? Sie will lieben, sie hat Bedürfnis danach. Sie wird krank davon, sie wird verrückt davon. Geben wir ihr den Frieden. Indem ich Gabriel Ermont herrufe, solange Sie noch da sind, habe ich klug gehandelt. Sie haben einige Tage, um ihn zu erspüren, und können Ihre Freundin warnen, falls Ihre Prüfung gegen den Freier ausfällt. Wenn Sie dagegen Margarethe verlassen haben, wird sie diesem Manne allein gegenüber stehen, und eine Warnung ist dann nicht mehr möglich. Überlegen Sie, und Sie werden sehen, daß ich richtig gehandelt habe. Doch handle ich schnell, und in Ihrem Wesen liegt es, Umstände zu machen.“

„Er hat wahrhaftig recht,“ sagte Sernhac. „Besser, wir wolmen der Begegnung bei, als das sie ohne Zeugen vorgeht.“

„Ich habe seit einiger Zeit immer recht. Aber ich werde nicht mehr lange recht haben. Mir bleibt noch die Neugier, den bevorzugten Sterblichen, der Margarethe das Glück geben wird, zu sehen; dann kehre ich zurück in den Schatten meiner Provinz.“

„Mögen die Möwenvilla und deren Gäste Ihnen nicht verhängnisvoll gewesen sein!“

„Warum diese Furcht?“ fragte André. „Ich bin ein Mensch, der sich assimiliert. In wenigen Tagen habe ich viel erlebt. Ich bin Margarethe und Ihnen dankbar, daß ich eine höhere Welt habe sehen können, die so ganz anders ist als die, in der ich leben muß.“

„Sie werden in der Provinz leiden,“ sagte Tessones.

„Die Bücher werden ebenso gut sprechen wie Sie,“ meine Herren.

(Fortsetzung folgt.)

Warum der türkische Offizier versagte.

Gerade zwei Jahre sind jetzt verflossen, seit die türkische Armee auf dem Gelände der blutigen Schlachten des gegenwärtigen Krieges ihre großen Manöver abhielt. Es war das erste Mal seit dem Kriege mit Griechenland, daß die türkischen Truppen in einem so großen Verbände strategisch operierten, und die militärischen Operationen vollzogen sich unter den Augen des Generalfeldmarschalls von der Goltz. In Form eines Trinkspruches bei dem folgenden Festessen zu seinen Ehren gab von der Goltz damals eine Manöverkritik, an die ein genauer Kenner der türkischen Heeresverhältnisse in einer Zeitschrift an die Grenzboten erinnert.

Der Feldmarschall nannte damals den gemeinen Mann den Glanzpunkt der türkischen Armee. „An Ausdauer, Leistungsfähigkeit und Genügsamkeit habe die Welt diesem prächtigen Material kaum etwas Gleichwertiges gegenüberzustellen. Er sei Bataillonen begegnet, die zwei Tagemärsche von nicht weniger als je 50 Kilometer hinter sich gehabt hätten, ohne dabei irgend etwas zu essen zu bekommen, und die trotzdem pünktlich in die vorgeschriebenen Stellungen eingerückt seien. Auf diese Genügsamkeit des türkischen Soldaten schein man aber allzu viel zu rechnen, denn der wundeste Punkt des türkischen Heeres sei die Intendanz, der Nach-

schub von Proviant und auch von Munition. In diesem für den Erfolg im Ernstfall überaus wichtigen Punkte sei nahezu noch alles zu leisten.“ Auch in der Ausbildung der Offiziere sei noch außerordentlich viel zu tun, da es hier fast vollkommen an jeder Selbständigkeit und Initiative, ja an jedem verständnisvollen Aufnehmen der von der Gefechtsleitung ausgehenden Befehle mangle. Diese in fröhlicher Tafelrunde angedeuteten schwerwiegenden Mängel hat von der Goltz in einem ausführlichen Bericht an den türkischen Generalissimus näher begründet; aber der ging in den Archiven des Seraskierats unter, und auch der deutsche General ist seit 1910 nach der Türkei nicht mehr zurückgekehrt, vielleicht weil man seine Kritik unliebsam empfand.

Die Ereignisse der letzten Wochen aber haben ihm Recht gegeben, und besonders war es das Versagen des türkischen Offizierkorps, das neben dem Fehlen einer ausreichenden Intendantur die Niederlagen des türkischen Heeres verschuldete. Gerade in den letzten zwei Jahren hatten unter den Offizieren Veränderungen stattgefunden, die zu einem wahren Verhängnis wurden. Früher setzte sich das türkische Offizierkorps aus zwei Elementen zusammen, aus dem sogenannten Alailis (vom Alai-Regiment), die aus dem gemeinen Stand sich rekrutieren, und den Mekteblis, die aus der Kriegsschule hervorgingen. Das eigentliche Bindeglied, den Kitt der Armee, bildeten die mit dem Regiment aufgewachsenen Alailis, zwischen denen und den Mekteblis früher gar kein Unterschied vorhanden war. Eine verhängnisvolle Spaltung brachte aber in den letzten Jahrzehnten das Eindringen europäischer Einflüsse, die sich bei den gebildeten Offizieren sehr stark, bei den ungebildeten gar nicht geltend machten. Die Revolutionen und Wirren der letzten Jahre sind zum großen Teil auf diesen Gegensatz zurückzuführen. Die Revolution von 1908, die zur Proklamation der Verfassung führte, war ein Aufstand der zum großen Teil für die Jungtürken gewonnenen Mekteblis; die durch Mahmud Scheffet niedergeworfene Gegenrevolution im April 1909 bedeutete die Auflehnung des bis auf die Knochen mohammedanisch gebliebenen gemeinen Mannes unter Führung der demselben Kulturkreis angehörenden Alailis. Unter den Rädelsführern, die damals auf den öffentlichen Plätzen Konstantinopels gehängt wurden, befanden sich sehr viele dieser ungebildeten Offiziere. Im Heere aber wurde der Gegensatz zwischen den mohammedanischen und reaktionären Offizieren und den europäisch und freigeistig empfindenden immer furchtbarer. Die Jungtürken glaubten der Herrschaft über die Armee nur dann sicher zu sein, wenn es gelang, die Alailis möglichst völlig aus dem Heer zu beseitigen. Sie wurden also massenhaft mit und ohne Pension entlassen und direkt ausgerottet. Durch ihre Entfernung aber verschwand das so notwendige Bindeglied zwischen Kommando und Truppe. Der Mektebli, der sich als Generalstäbler fühlte und immer mehr in den Strudel der Politik hineinziehen ließ, vernachlässigte den Dienst in der Kaserne und in der Front. Er war sich zu gut, um wie der Alaili mit der Truppe zu leben, und so bekamen die Offiziere monatelang ihre Soldaten nicht zu Gesicht. Wohl hatte Mahmud Scheffet Pascha ein deutliches Gefühl der Gefahr; er sagte zu dem Verfasser schon im April 1909, die wichtigste Aufgabe für ihn sei die Wiederherstellung der Disziplin im Offizierskorps. Aber er scheiterte an dieser Aufgabe, weil die Mekteblis politisch zu mächtig geworden waren. Die Offiziere traten in Opposition gegen das jungtürkische Komitee und so hatte die Auflösung aller militärischen Organisationen gerade beim Ausbruch des

Krieges einen gefährlichen Höhepunkt erreicht.

Die Folge dieser Verhältnisse war das militärische Versagen des türkischen Offiziers; doch spielten sich all diese Dinge hauptsächlich unter den in der europäischen Türkei stehenden Truppen ab; die im Innern der asiatischen Türkei befindlichen Regimente wurden von den verhängnisvollen Einflüssen weniger berührt, und so ist zu erwarten, daß unter diesen nun auf dem Kampfplatz erschienenen Truppen ein besserer Geist und straffere Manneszucht herrschen.

Aus dem Wirtschaftsleben

Der Automobilumsatz in Brasilien. Die Riesenfortschritte, welche der Automobilismus in Brasilien während der letzten Jahre gemacht hat, haben zu einem sehr starken Import von Motorwagen aller Art nach Brasilien geführt. Die überaus günstige Konjunktur dieser Branche sollte von den Interessenten voll ausgenutzt werden. Außer den Vertretern großer Motorwerke, die auf eigene Rechnung importieren und mitunter auch mehrere Marken führen, sowie den kleinern Vertretern und Inhabern von Reparaturwerkstätten befassen sich auch viele Leute mit dem Import von Motorwagen, deren Hauptbeschäftigung eigentlich außerhalb dieser Branche liegt. Fast alle Marken der Welt sieht man in Rio de Janeiro vertreten. Es gehen hier in den größeren Städten sowohl wie auf dem Lande alle Arten von Luxus- und Lastautomobilen, dagegen verhältnismäßig wenig Automobil-Omnibusse. Alle Behörden, Ministerien, Polizei, Post, Rettungsgesellschaft, führen für ihren Bedarf eine große Anzahl Motorwagen ein. Viele Transportgesellschaften haben ihr Material größtenteils automobilisiert. Auch Motorräder finden einigen Absatz, dagegen scheinen Motorräder mit Beiwagen nicht beliebt zu sein, wenigstens sind solche fast gar nicht zu sehen. Die Etablierung von Vertretungen oder Filialen auswärtiger Werke wäre das beste Mittel, um entsprechend ins Geschäft zu kommen. Die Vertreter, bezw. Filialen müßten auch Ersatzteile am Lager halten, um in der Lage zu sein, alle Reparaturen zu effektuieren, dann können sie sich auch erfolgreich an den zahlreichen Ausschreibungen der verschiedenen Ämter beteiligen. Nur Vertreter herauszusenden, denen kein Kapital zur Verfügung steht, und denen der Vorführungswagen noch Autos in Kommission beigelegt werden, hat wenig Zweck. Daß auch Pneumatikreifen hier gute Absatzchancen haben, ist selbstverständlich.

Die neue Schifffahrtslinie von Triest nach Kanada. Aus Wien wird geschrieben: Es regt sich im Froschteiche und der internationale Schifffahrtspool ist einer ernstesten Gefährdung ausgesetzt. In Berlin finden in den nächsten Tagen Verhandlungen in diesem großen internationalen Konzern statt. Die österreichische Regierung hat der Canada-Pacific-Bahn, die auch eine der größten Schifffahrtsunternehmungen ist, die Konzession für eine Dampferlinie von Triest nach den Häfen Kanadas erteilt. Diese Linie soll zunächst einmal im Monat und dann vierzehntägig verkehren. Die Canada-Pacific-Bahn hat sich um diese Verbindung aus begreiflichen Gründen sehr bemüht. Oesterreich und Ungarn sind eines der größten Auswanderergebiete, da jährlich viele hunderttausende Auswanderer aus Galizien und Ungarn die heimische Scholle verlassen, um nach Amerika den Weg zu nehmen. In Kanada besitzt die genannte Bahn nicht nur sehr große Linien, sondern auch ungeheure, jetzt

noch unbewirtschaftete Territorien, und es ist ihr höchstes Interesse, den Strom der Auswanderer nach diesen ihren Gebieten zu lenken. Sie kann ihre Ländereien mit Vorteil verkaufen oder verpachten und ihren Linien großen Verkehr zuführen. Andererseits besteht in Oesterreich die Schiffahrtsgesellschaft „Austro-Americana“, die einen ständigen Verkehr von Triest nach den Häfen der Vereinigten Staaten sowie nach Südamerika unterhält. An der „Austro-Americana“ ist deutsches Kapital hervorragend interessiert, weil die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd ein Drittel der Aktien besitzen und maßgebenden Einfluß auf das Schicksal der Gesellschaft sowie ihre Geschäftsführung ausüben. Der „Austro-Americana“ ist nun der neu entstandene Konkurrent für den Auswandererverkehr, den sie bisher souverän und allein bediente, höchst unangenehm. Gerade jetzt ist die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten durch die neue Bill, welche die Analphabeten ausschließt, sehr erschwert und dadurch der Anreiz zur Auswanderung nach Kanada außerordentlich gestärkt. Die „Austro-Americana“ möchte selbst eine Schiffahrtslinie von Triest errichten, um nur den Auswandererverkehr zu behaupten, und so droht der Kampf um die Auswanderer nach Kanada zwischen den beiden Gesellschaften auszubrechen. In letzter Linie ist es ein sehr fragwürdiges Unternehmen, daß die österreichische Regierung eine Gesellschaft unterstützt, welche die Auswanderung nach Kanada fördert und so die Propaganda für die Auswanderung wirtschaftlicher Arbeiter selbst in die Hand nimmt. Schließlich ist in der Monarchie kein Ueberfluß, sondern Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitern, was allerdings nicht hindert, daß in der Landwirtschaft vielfach schändliche Hungerlöhne gezahlt werden, so daß den Arbeitern die Auswanderung lockend erscheint. Vorläufig ist der Kampf angekündigt, aber in Interessenskreisen glaubt man, daß eine Verständigung auf den bevorstehenden Verhandlungen des Schiffahrtspoles doch möglich sein wird. Jedenfalls ist es interessant, daß um den Verkehr nach Kanada, der früher gar nicht gepflegt war, da der Export Güter für 800.000 Kr. umfaßte, und die Auswanderung dorthin nicht ihren Weg lenkte, jetzt zwei große Gesellschaften sich bemühen.

Schweizerisch-Südamerikan. Bank (Banco Suizo Sudamericano, Zürich). Die unter Führung der Schweizerischen Kreditanstalt und der Eidgenössischen Bank im Juli 1912 mit einem Aktienkapital von Fr. 20 Mill. (hiervon sind 2 Mill. eingezahlt) gegründete Aktiengesellschaft wird am 17. März ihre Filialen in Lugano und Buenos Aires eröffnen.



Gesundheitspflege

Körperkultur. Die meisten Frauen meinen, wenn sie ihr Korsett abgelegt haben, so wäre alles geschehen, um sie gesund zu machen. Diese Tat ist nur der erste Schritt zu jenem neuen Zustand, der Schönheit und Gesundheit fördern soll. Ja, es ist gar nicht mal immer das richtige und für den Körper allein heilsame, ihn ganz ohne Stütze und Halt zu lassen. Besonders ältere Frauen, Mütter vieler Kinder oder solche, die irgendeine Deformation davontragen, werden gut tun, mit ihrem Arzt oder einer tüchtigen Reformkleidkünstlerin zu beraten,

welchen der als Korsettersatz vorhandenen Leibgürtel sie wählen sollen. Aber die Kinder, die jungen, noch nicht verunstalteten, sollten natürlich vollständig ohne Panzer auskommen. Die Hauptsache bleibt aber immer die Kultur des Körpers, und zwar muß die Behandlung des Körpers ganz individuell gehandhabt werden. Es wäre ein Unding, allgemein gültige Grundregeln aufzustellen. Gesundheit, Alter und Lebensgewohnheiten spielen neben besonderen Charakteranlagen eine Hauptrolle. Daß Hauptpflege demnach die Grundlage aller Körperkultur bildet, ist selbstverständlich. Luft-, Licht- und Sonnenbäder und irgendeine Gymnastik sollten aber nie ohne Beratung mit dem Arzt angewendet werden. Besonders Frauen dürfen nur eine Gymnastik treiben, die ihrem Wesen entspricht. Bei einer Frau sollen nicht eisenharte Muskeln herausgebildet werden, sondern sie soll zwar gesunde, aber geschmeidige Glieder behalten. Anmut ist immer die begehrtesten Fraueneigenschaft. Sie macht in allen Lebensstufen den eigentlichen Reiz einer Frau aus. So tritt für das halberwachsene Mädchen heute an Stelle des Turnunterrichts, der, wie er heute ausgeführt wird, leicht dem weiblichen Körper die männliche Gebärde aufzwingt, die Tanz-Gymnastik. Körperkultur wird am erfolgreichsten bei Kindern angewendet — deshalb soll der Erwachsene sie aber nicht meiden.

Meerrettig als Heilmittel. Der geriebene Meerrettig wird auf Leinwand in Größe einer Hand gestrichen, dann auf den Oberarm, auf die Waden, Fußsohlen oder auf den Nacken gelegt und läßt ihn dort so lange wirken, bis man ein höchst beträchtliches Brennen empfindet. Dieses Meerrettigpflaster ist eines der schnellsten helfenden Mittel bei heftigen Kopf- und Zahnschmerzen, bei Schwindel, Ohnmacht, Rückenschmerzen und Ohrensausen.

Das Bett soll nicht mit der Längsseite schutzlos an einer Wand stehen. Da von den Steinen viel Kälte ausgestrahlt wird, kann diese Stellung leicht zu Erkältungen Veranlassung geben. Ist es nicht gutmöglich, das Bett anders aufzustellen, so errichte man eine Schutzwand, die aus Brettern oder Schilfrohr hergestellt wird. Auch ein Teppich oder starker Wollstoff bietet zur Not genügenden Schutz. Natürlich muß der Stoff von Zeit zu Zeit geklopft und gesannt werden, damit er nicht eine Brutstätte für Bakterien wird.

Auch schwächliche Mütter dürfen ohne Gefahr für ihre Gesundheit stillen. Nur auf ärztlichen Rat, und wenn die Mutter lebensgefährlich krank ist, darf das Stillen unterbleiben oder vor der Zeit aufgegeben werden. Auch nach schwerer Entbindung und bei großer Erschöpfung darf und soll jede Mutter stillen. Denn das Kind braucht am ersten Tage nur etwas abgekochtes Wasser, wenn es sich meldet, und trinkt in den nächsten Tagen nur alle paar Stunden ganz kleine Mengen (wenige Teelöffel voll) aus der Brust. Dadurch hat die Mutter Zeit, sich zu erholen, bis das Kind mehr Milch beansprucht. Auch schwächliche oder blutarme und sehr junge Frauen dürfen ohne Sorge um ihre Gesundheit stillen. Denn wird das Kind bei der Flasche krank, so müssen sie zu seiner Pflege zehnmal mehr Kraft und Ruhe opfern, als wenn sie es stillen und dadurch gesund erhalten.

Kaiserjubiläumsbriefmarken sollen nach der „Voss. Ztg.“ im Frühjahr ausgegeben werden. Sie sollen an Stelle der Germania das Kopfbild des Kaisers in mehrfarbigem Druck tragen und nur in beschränkter Zahl ausgegeben werden.